Heinrich der Eiserne,
Graf von Hollstein.

Eine Geschichte
aus dem vierzehnten Jahrhundert.

In zwey Theilen.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die Leser.

Es wird Euch, theure Leser! nicht unbekannt seyn, daß in der Geschichte des Mittelalters Finsterniß und Verwirrung herrscht. Heinrichs des Eisernen Geschichte ist nicht mehr aufgeklärt, als die Geschichte der mehresten seiner Zeitgenossen. Wir könnten Euch, wenn wir nicht hoften, daß Ihr uns auf's Wort glauben würdet, Vorfälle in seinem Leben namhaft machen, von denen sich in zehen verschiedenen Schriftstellern beinahe eben so viele verschiedene Nachrichten finden.

Wir würden eben so im Finstern tappen, wie alle unsre Vorgänger, wenn uns nicht ein glückliches Ohngefähr einige Pergamentrollen in die Hände geliefert hätte, die bereits vor vie-

len Jahren, in Heinrichs Grabe im Kloster zu Itzehoe, gefunden worden sind.

Die Nachrichten, welche diese alten Dokumente von Heinrichen und von den in seine Geschichte verwickelten Personen enthalten, übergeben wir Euch hiermit in heutiges Deutsch übertragen, und wünschen, daß sie Euren Beifall finden mögen.

Würde dieser Wunsch erfüllt, und das Glück wollte uns so wohl, uns einmal wieder ähnliche Ueberreste der Vorzeit in die Hände zu spielen, so sprächen wir uns, werthe Leser! vielleicht wieder.

Der unmündige Waldemar hatte beinahe nichts als den Namen eines Königs von Dännemark; die Macht und fast alle Länder seines Reichs waren unter drey Männer vertheilt, die ihn auf seinen Schattenthron erhoben hatten. Von beiden besaß Graf Gerhard von Hollstein, den seine Unterthanen und Ergebenen den Großen, die misvergnügten Dänen aber den Kahlen nannten, den größten Theil.

Gerhard war bis in sein vier und zwanzigstes Jahr so arm, daß er sich dem Boden eines Kornhauses aufhielt. Hartwig Reventlow, ein reicher und angesehener Ritter, entriß ihn endlich der Dunkelheit, zu welcher er verdammt zu seyn schien. Reventlow lernte den jungen Grafen kennen, und überzeugte sich bald, daß er zum Helden und Herrscher mehr Anlage hatte, als zum Geistlichen, wozu er bestimmt war. Dem tapfern Ritter war es unerträglich, Gerhards Heldenmuth auf seinem Kornboden sich selbst verzehren zu sehen. Aus seinen Mitteln verschafte er dem verlasse-

nen Jünglinge, Pferd, Waffen und alles, was er bedurfte, um sich, seinem Stande gemäß, öffentlich zeigen zu können.

Ritter Hartwig hatte sich in seinen Erwartungen von Gerharden nicht getäuscht; er schwang sich zu einer Höhe empor, die Hartwig bey all seinen Hofnungen wohl selbst nicht geahndet hätte. Anfangs zwar mußte er durch Tapferkeit ersetzen, was ihm an Macht gebrach, doch durch stete Fortschritte auf der betretenen ruhmvollen Bahn erwarb er sich auch diese.

Außer einem Theile von Hollstein, und dem Herzogthume Schleswig, womit ihn Waldemar belehnte, um ihn dafür zu belohnen, daß er ihm den Königsthron der Dänen erkämpfen half, besaß er auch als Pfandinhaber, mehrere dänische Provinzen, und übte unter dem Namen des Vormunds des jungen Königs, Herrschergewalt über das ganze Reich.

Zwey Jahr hatte er dem Glücke im Schooße gesessen, als die Dänen erkannten, daß Gerhard und seine Helfer und Verbündeten unter Waldemars Namen despotischer über sie herrschten, als ihr verjagter König Christoph, der indeß, mit seinem Sohne, in Deutschland Hülfe und Beistand suchte. Kaiser Ludwig der Baier nahm sich des unglück-

lichen Königs an, ermahnte den Grafen Gerhard, ihm sein Reich wieder zu geben, und ernannte die Herzoge von Sachsen, Pommern und Mecklenburg zu Richtern über ihn und Christoph. Gerhard war aber nicht geneigt, sich ihrem Ausspruche zu unterwerfen, und versicherte den Kaiser, daß er die dänischen Provinzen, die er mit Rechte besäße, auch mit seinem Schwerdte zu vertheidigen wissen würde.

Indessen schaltete doch Gerhard zu eigenmächtig in Dännemark, und ließ dem jungen König zu viele Deutsche mit dänischen Gütern belehnen, als daß das Mißvergnügen einiger Großen des Reichs nicht noch mehr hätte wachsen sollen. Das Feuer, das bisher nur unter der Asche glimmte, loderte auf und drohte das schöne Gebäude zu zerstören, das Gerharden so viel Mühe, so vieles Blut gekostet hatte. Der unzufriedene Theil der Dänen foderte den König Christoph auf, wieder in sein Reich zurückzukehren, wo sie ihn mit ofnen Armen empfangen würden. Christoph kam an der Spitze eines Heers deutscher Söldlinge und schwedischer Hülfsvölker, begleitet von seinem Stiefbruder, Hennecke von Hollstein, der ihm ebenfalls Hülfe zuführte.

So viel, um den Zeitpunkt, wo Heinrichs Geschichte beginnt herbeizuführen. Wir

sind nicht gesonnen, die Geschichte dieses Kriegs zu schreiben, auch würde es Euch, theure Leser! wenig vergnügen, Schilderungen der blutigen Scenen zu lesen, deren Schauplatz das seufzende Dännemark während desselben wurde. Laßt uns einen Vorhang ziehen vor diese Greuel der Vorzeit, und Gott danken, daß Aufklärung unsre Regenten und Großen, und uns selbst menschlicher gemacht hat, als es ihre und unsre Väter im vierzehnten Jahrhunderte waren!

Ehrgeiz war in Gerhards Busen zu sehr herrschende Leidenschaft, um der sanftern Liebe, großen Raum zu lassen. Er liebte daher seine Gemahlin nicht mit so vieler Zärtlichkeit, als die gute Elisabeth wohl gewünscht hätte, doch liebte er sie wenigstens mehr, als alle andre Weiber, und war ihr mit fester ehelicher Treue zugethan, aber buhlen und minnen paßte nicht zu Gerhards herrischer Gemüthsart, die er auch wohl zuweilen gegen Elisabeth äußerte, welche aber dennoch recht gut mit ihrem Eheherrn auskam.

Sie wich ihm aus, wenn er eigensinniger oder herrischer Laune war, oder setzte ihm Sanftmuth und Liebe entgegen. Der nämli-

chen Waffen bediente sie sich auch gegen ihn, wenn sie etwas von ihm erlangen wollte, wobey sie nicht unterließ, nöthigen Falls, ein wenig Schmeicheley zu Hülfe zu nehmen. Genügte dies alles nicht: so waren sanfte Klagen über Gerhards zu wenige Zärtlichkeit, mit einigen Thränen gewichtvoller gemacht, die letzten Mittel, welche sie und fast nie ohne Nutzen gebrauchte. Gewährte auch Gerhard, was sie bat, nicht jederzeit aus aufgeregter Zärtlichkeit: so geschah es wenigstens, um Elisabeths quellendes Thränenbrünnlein zu verstopfen; denn ein thränendes Auge gehörte unter die Anblicke, die dem Helden Gerhard am widrigsten waren. Er that dann alles, was er konnte, einen Sonnenblick herbey zu zaubern, der die Regenwolken zerstreuete.

Hierdurch gelang es ihr nicht nur, ihn zu leiten, wohin es ihr beliebte, sondern es auch dahin zu bringen, daß wenn sie sich ja einmal mit ihm verzwistete, der Zwist nie länger dauerte, als einige Stunden. Jezt aber da Elisabeths Vater, Herzog Johann von Sachsen, auf Ermahnen des Kaisers, sich beigehen ließ, zum Richter zwischen Gerhard und König Christoph sich aufwerfen zu wollen, thürmte sich, zum erstenmale in zwölfjähriger Ehe, an dem Ehestandshimmel des erlauchten

Paares ein Gewitter auf, das nicht so schnelle Zerstreuung hoffen ließ.

Gerhard nahm das Beginnen des Herzogs gar hoch auf. In einem Schreiben, das er an ihn erließ, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber: daß ihm das Glück seiner Enkel nicht mehr am Herzen liege, als es aus Rücksicht gegen den Kaiser mit eigner großväterlicher Hand zerstören zu wollen. Auch die unschuldige Elisabeth mußte von seiner, durch beleidigten Stolz und angegriffene Liebe regegemachten, üblen Laune vieles leiden. Einige Wochen hatte sie schon heimlich über die Aeusserungen derselben geklagt, als die Nachricht von Christophs Ankunft auf dänischen Boden ihr Gelegenheit zu neuen Klagen gab, die Furcht noch ängstlicher machte.

So fest sich auch Gerhard auf seine Macht und sein Schwerd verließ, um nicht vor Christophs Heere zu zittern: so wenig konnte doch seine furchtsamere Gattin den Gedanken: daß sein Vertrauen vielleicht allzugroß wäre; den Eingang zu ihrem Herzen verwehren. Das Heer des verjagten Königs wäre allein vielleicht auch nicht hinreichend gewesen, ihre Furcht anzufachen, allein durch Kenntniß so vieler einheimischen Feinde ihres Gemahls wuchs sie zu peinigender Größe. Der Einfall: daß Herzog

Cnud Porse und der Marschall Albertsen sich vielleicht auch wider ihn erklären mögten; belastete sie bey aller Unwahrscheinlichkeit mit neuem Kummer.

Diese beiden Männer waren Gerhards Verbündete, und hatten mit ihm gemeinschaftlich die große Revolution zu Christophs Nachtheile bewirkt. Noch hatten sie nichts gethan, das nur auf einen Schein der Treulosigkeit hätte gedeutet werden können, auch wurde diese dadurch um so unwahrscheinlicher, daß sie mit ihm ein Interesse hatten, und ihnen an der Freundschaft des mächtigen Gerhards zu viel liegen mußte, um ihm nur die kleinste Veranlassung zum Misvergnügen zu geben.

Elisabeth, die dieses alles wußte, quälte sich also mit einem Hirngespinnste; allein Ueberlegung, wie oft unter Großen aus Freunden Feinde werden, und die ihrem Geschlecht angebohrne Aengstlichkeit, verbunden mit heisser Liebe für ihre Kinder, lieh diesem Phantom Wahrscheinlichkeit. Bey allem Bestreben, Schreckengestalten von sich zu bannen, die sie zuweilen selbst, in Augenblicken, wo kalte Prüfung mächtiger in ihr war als Furcht, für Bilder schwarzer Phantasie erklärte, gelang es ihr nicht, ihre Furcht zu vermindern, und war sie ja ein-

mal so glücklich, so erwachte sie immer wieder zu mehrerer Stärke.

Vorzüglich die Nächte waren qualvoll für die sorgsame Elisabeth. Die Unglück verkündenden Bilder, die ihrer Phantasie während des Tags nur leicht vorüber schwebten, beschäftigten sie in der Nacht noch mehr. Fürchterliche Träume schreckten Elisabeth öfters von ihrem mit Thränen befeuchteten Lager auf, scheuchten den Schlaf von ihren Augen und die Ruhe aus ihrer Seele.

Dreimal hatte schon ein Traum ihr eine Scene vorgebildet, die ihr Blut erstarren machte. Sie und ihre beiden Söhne befanden sich gefesselt in einem Thurme, wo sie vergebens um ihren Gemahl und Vater weinten und nach ihm schrieen. Er kommt, rief jezt der junge Heinrich freudig aus, er kommt mit einer Anzahl gewafneter Männer, gewiß um uns zu befreien. Elisabeth eilte an das Fenster ihres Kerkers, wohin ihr Sohn sie rief, aber ach! nur um zu sehen, wie Gerhard, von seinen Feinden gemordet, sein Leben aushauchte. Elisabeth schrie und erwachte.

Verzeiht, theure Leser! unsrer Elisabeth die Schwachheit, daß sie für Eingebung und Warnung eines höhern Wesens nahm, was blos fürchterliches Spiel ihrer Einbildungskraft

war. Der bedenkliche Umstand: dreimal dasselbe zu träumen; machte wohl unter Euch manche furchtsam. Wie viel eher mußte es Elisabeth werden, die Ihr, nach den Meinungen ihres finstern Zeitalters zu richten, billig genug seyn werdet.

Es lief wider ihr Gewissen, ihrem Gemahl nicht mitzutheilen, was sie befürchtete, ob sie sich gleich für diese Entdeckung wenig Dank von ihm versprach. Sie erzählte ihm ihren Traum und setzte dann hinzu:

Habt Ihr, theurer Gemahl! noch einige Liebe für Euer treues Weib und unsre Kinder, o so bitte ich, so beschwöre ich Euch, rettet Euch und sie und mich! Lasset uns ein Land fliehen, wo uns Gefahren drohen!

Und ich bitte Euch — erwiederte Gerhard — mit halb unwilliger, halb lächelnder Miene — macht Euch Bewegung und Zerstreuung, damit Euer dickes Blut verdünnt und Eure Hirngespinnste verscheucht werden. Eurer Schwachheit sey es übrigens zum Troste gesagt, daß weder wir noch unsre Kinder etwas zu fürchten haben.

Dieser tröstliche Zuspruch beruhigte unsre Elisabeth zwar auf einige Augenblicke, aber Furcht und Glaube an ihren Traum hatte sie zu sehr eingenommen, um auf die Versicherung

ihres Gemahls sonderliches Vertrauen zu setzen. Ungewiß, ob Kriegsgetümmel ihn vielleicht nicht heut noch von ihr reissen könnte, glaubte sie sich in Dännemark so wenig sicher, als in Schleswig oder Hollstein. Sie wünschte sich einen Zufluchtsort fern von den Gegenden, die jezt Schauplätze des Kriegs werden könnten. Gern hätte sie Lauenburg, wo ihr Vater Hof hielt, dazu gewählt, aber wie konnte sie sich Gerhards Erlaubniß hierzu versprechen, da er so gerechte Ursachen hatte, mit dem Herzoge unzufrieden zu seyn.

Oft schon hatte sie ihr Herz vor ihrem Gemahl ausschütten, ihren Wunsch gegen ihn äußern wollen, aber nie wagte sie es. Desto öfter unterhielt sie ihn hingegen mit ihrer Furcht und mit ihren Träumen, so, daß Gerhard sich nicht enthalten konnte, bisweilen mit Unwillen von seiner furchtsamen Gattin zu scheiden. Endlich als sie ihn einst freundlicher gegen sie fand, als sie ihn seit vielen Wochen gesehen hatte, faßte sie ein Herz, ihm zu sagen, was bis jezt zu verschweigen, ihr so viel Mühe gemacht hatte.

Glaubt Ihr Euch — antwortete Gerhard mit finsterer Stirn — irgendwo sicherer, als bey mir, so habt ihr meine volle Erlaubniß, Euch dahin zu begeben.

„Ihr misversteht mich, theurer Gemahl. Kann ich mich irgendwo sicherer glauben, als unter Eurem Schutze? Aber eben die Furcht, daß die wichtigere Pflicht, der Vertheidigung des Landes, Euch von mir rufen und dieses Schutzes mich berauben könnte, facht den Wunsch in mir an, an einen Ort zu flüchten, wo ich auch allenfalls ohne dieses Kleinod mit meinen Kindern sicher seyn könnte.“

In Gerhard, den seiner Gemahlin Thränen und Klagen schon oft misgefallen hatten, stieg jezt der Gedanke empor, daß er sich durch ihre Entfernung mit einemmale davon befreien könnte. Nicht abgeneigt hierzu, fragte er:

Und wo gedenkt meine Elisabeth diesen sichern Zufluchtsort zu finden?

„Wo sonst — entgegnete sie seufzend — als bey meinem Vater zu Lauenburg?“

Euch sey die Reise dahin erlaubt, aber nie werde ich meine Kinder einem Manne anvertrauen, der gegen sie so wenig großväterlich denkt!

„Ihr gebt falschem Argwohne Raum. Fürwahr! Herzog Johann wird seine Enkel schützen, als ob es seine Kinder wären! Die Tochter kennt ihren Vater zu genau!“

Er hat gezeigt, welchen Schutz sie sich von ihm zu versprechen hätten! Wahrlich! Eli-

sabeth! als ich Eures Vaters Zwiespalt mit seinem Bruder Erich schlichtete, da hätte ich nicht geglaubt, daß er mir dafür so lohnen würde, wie er nun, laut seinem Schreiben, Willens war.

„Verzeiht der Tochter, wenn sie ihres Vaters Rechtfertigung unternimmt! Wahrscheinlich hat man ihn von der Lage der Dinge nicht gehörig unterrichtet. Er hätte gewiß anders gesprochen, als er so that, denn von seinen guten Gesinnungen gegen Euch zeugt der Beistand, den er Euch vor einigen Jahren wider die Dithmarsen leistete."

Und den er mir nicht geleistet haben würde, hätte er nicht durch diesen Kriegszug für sich selbst Vortheil zu erndten gehoft. Doch still davon! Noch einmal! Wollt Ihr zu Eurem Vater ziehen, so sey es Euch vergönnt. Auch könnt Ihr versichert seyn, daß Ihr mir, wenn Ihr wiederkehrt, so werth seyn werdet als jezt; aber Euch unsre Söhne mit Euch nehmen zu lassen, verbeut mir väterliche Vorsorge.

Gerhard verließ seine klagende Gemahlin voll Verdruß, daß sie in ihrem Gesuch nicht glücklicher gewesen war. Kenntniß der Festigkeit seines Karakters und seiner Unerschütterlichkeit in einmahl gefasten Meinungen liessen ihr

keine Hofnung übrig, daß sie bey einem zweiten Versuche glücklicher sein würde, da sie ihr letztes Hülfsmittel: Thränen, in einigen ähnlichen Fällen schon vergebens angewant hatte.

Für die Sicherheit ihrer Söhne ängstlicher besorgt als für ihre eigene, blieb sie bey dem Bewustsein, daß sie nur für sich welche hätte, noch so unruhig als vorher. Sie sann hin und her, für diese theuren Pfänder ihrer Liebe auch einen Zufluchtsort zu finden, lange aber sann sie vergebens. Sie freute sich, gleich einem, dem ein scheiterndes Schiff den schäumenden Wogen Preis gab, und der, von dem Kampfe mit ihnen schon ermattet, nun von ihnen an das Gestade einer fruchtbaren Insel geworfen wird, als ihr Heinrich der Löwe Herr von Mecklenburg einfiel, dessem Schutz sie ihre Söhne anzuvertrauen beschloß.

Sie zweifelte nicht, ihres Gemahls Einwilligung zu diesem Vorhaben zu erhalten. Heinrich der Löwe und sein Sohn Albrecht waren Gerhards Freunde, der erste hatte ihn so wohl wie Elisabeths Vater, auf seinem Heereszuge wider die Dithmarser begleitet und sich durch sein Benehmen, als Kaiser Ludwig ihn zum Mittler zwischen Gerhard und Christoph machen wollte, die Freundschaft des erstern noch mehr erworben.

An den Pergamentrollen, die diese von uns in heutiges Deutsch übersetzte Geschichte erzählen, hat der Zahn der Zeit gewaltig genagt, wodurch hier und da Lücken entstanden sind. Nun könnten wir zwar dem Beyspiele vieler unserer Vorgänger folgen und diese Lücken aus unsern eigenen Mitteln ausfüllen, allein wir sind zu gewissenhaft der Urschrift etwas hinzu zu fügen, und hoffen von dem billigen Leser, daß er uns diese Lücken, an welchen nicht wir, sondern Würmer und Moden Schuld sind zu Gute halten wird.

So schweigen unsre Urkunden von Heinrichs erster Kindheit ganz, und auch von seinem Jünglingsalter sagen sie nur wenig. Doch wir knüpfen den Faden der Geschichte wieder an und weilen nicht länger, was sie davon melden, getreulich zu referiren.

Heinrich hatte das elfte Jahr, sein Bruder Klaus das fünfte zurückgelegt, als ihre Mutter sie nach Schwerin brachte. Sie wurden mit offenen Armen empfangen: und Heinrich fand an Albrechts Söhnen, Heinrich und Albrecht; Klaus an Magnus und der kleinen Ingeburg Gespielen.

Elisabeth trug ihrem Gemahl ihren Wunsch vor. Den Kopf voll wichtigerer Dinge war er jetzt weniger als je geneigt, Elisabeths immerwährenden Klagen und Bitten sein Ohr zu leihen. Sie mit einem mahle zu enden, bewilligte er, was sie bath, weil er überdies selbst einsah, daß seine Zeit durch Reichsgeschäfte zu sehr beschränkt war, um viel davon auf andre Dinge zu wenden, daher er die Sorge für diese, seinem Freunde Heinrich gern überließ, welcher, der Antwort auf ein an ihn erlassenes Schreiben zu Folge, sie auch mit Freuden übernehmen wollte.

Elisabeth war eine zu zärtliche Mutter, als daß die Trennung von ihren geliebten Kindern ihr nicht äußerst schwer hätte werden sollen. Sie bat ihren Gemahl, an ihrer Seite zu Schwerin leben zu dürfen; eine Bitte die er ihr aber abschlug, indem er ihr versicherte: daß es zu Mißdeutungen Gelegenheit geben würde, wenn sie entfernt von ihm einen andern, als ihres Vaters Hof zu ihrem Aufenthalte wählte. Elisabeth sah das Gewicht dieses Grundes ein und begnügte sich, ihre Söhne blos selbst Heinrichs und Albrechts Schutz und Aufsicht zu übergeben.

Aus Heinrichs Auge blitzte Muth und Heldengeist, und sein einziger Kummer war, daß er sich noch nicht mit seinem Vater König Christophs Heere entgegen stellen konnte. Oft hatte er seine Kräfte schon an seines Vaters Schwerdte versucht, immer aber ermattete sein Arm beim zweiten oder drittenmahl Schwingen. Seufzend steckte er es dann wieder in die Scheide und wünschte nichts mehr, als etliche Jahre älter zu seyn. Durch seine Lebhaftigkeit erwarb sich Heinrich die Gunst Euphemiens, Albrechts Gemahlin, in hohem Grade. Sie sah ihn so gern um sich, als Heinrich sich bey ihr, die er als seine zweite Mutter verehrte. Innig freute sich daher der feurige Knabe, als sie ihn fragte, ob er ihr Leibjunker werden wollte? Weniger aber über die dadurch erlangte Gelegenheit, um noch mehr bey Euphemien und der kleinen Ingeburg, die er wie seine Schwester liebte, zu sein, als deshalb, daß er nun feierlich mit einem Schwerdte umgürtet werden würde.

Stolz auf die erlangte Zierde gieng Heinrich einher, und bildete sich auf die Versicherung der holden Ingeburg: „Du gefällst mir jetzt noch einmahl so gut;" die sie ihm, als er sich ihr zum erstenmahl mit seinem Schwerdte zeigte, lächelnd entgegen stammelte, nicht wenig ein.

Er

Er glaubte dieses Lob in der Miene eines Jeden, der ihm begegnete zu lesen, und bedauerte nur, seinen Schmuck noch nicht gehörig gebrauchen zu können. Um dieses bald fähig zu werden, widmete er den grösten Theil seiner Zeit ritterlichen Uebungen, der übrige war zwischen Euphemien und Stunden des Unterrichts getheilt.

Galanterie gegen das schöne Geschlecht war, wie Ihr, geschichtskundige Leser! wissen werdet, so erforderlich als Tapferkeit, um auf den Namen eines vollkommenen Ritters Anspruch zu machen. Auch diese wurde bey Heinrichs Bildung nicht vergessen. Euphemie übernahm diesen Theil derselben selbst und hatte die Freude ihren Zögling für ihren Unterricht sehr empfänglich zu finden.

Drey Jahr lebte Heinrich an Albrechts Hofe, und mit jedem nahm er zu an Kräften, Kenntnissen und Schönheit. Er glich in einem Alter von vierzehn Jahren einem Jünglinge von achtzehn, und seine Gestalt war so schön, daß manche von Euphemiens Hofdamen ihre Gebieterin um das Glück beneidete, den schönen Jüngling immer um sich zu sehen. Etliche unter ihnen die eben nicht zu den besten gehörten, trachteten ihn mit Sirenengesang an sich zu ziehen; Heinrichen aber hatten Euphemiens wei-

se mütterliche Lehren, wider die Lockungen des glänzenden Lasters gewafnet.

In Dänemark dauerten indessen die Unruhen abwechselnd fort. Gerhard gelangte im Reiche zu immer größerm Ansehen, und spielte nach Christophs Wiedereinsetzung die nämliche Rolle als unter seines Mündels, Waldemars, Regierung. Christoph, äußerst verdrieslich, König zu heißen ohne es wirklich zu seyn, sann Tag und Nacht auf Mittel, sich aus dieser drückenden Lage hervor zu arbeiten und mehr Macht zu erringen. Er glaubte die bequemste Gelegenheit hierzu gefunden zu haben, als Gerhard mit seinem Vetter, Graf Hennecke von Hollstein in Feindschaft gerieth.

Die beiden Grafen rückten gegen einander ins Feld. Christoph unterstützte Henneckem mit aller Macht, die seine wenigen Kräfte ihm aufzubringen erlaubten und sah im Geiste schon Gerharden gestürzt und sich im Besitz, der dem Reiche von jenem entrissenen Provinzen, aber sein widriges Schicksal wollte es anders. Sein und Henneckens Heer wurde von dem immer siegenden Gerhard geschlagen, Christoph selbst gerieth in seine Gefangenschaft, wo er Zeit genug hatte über das schnelle Scheitern seiner schönen Plane zu klagen.

Die Nachricht von dem von neuem aufflammenden Kriegesfeuer, das durch Christophs Gefangennehmung wieder gelöscht wurde, hatte in Heinrich den Wunsch hervor gebracht: Albrechts Hof zu verlassen, um unter dem Heere, unter der Anführung seines großen Vaters zu kämpfen. Jetzt da er den Ausgang des Krieges erfuhr, wurde jener Wunsch zu festem Vorsatze erhöht.

So glorreich auch der Sieg war, den Gerhard über seine Feinde erstritt, in so großer Gefahr hatte er sich während des Treffens befunden. Mitten im wildesten Getümmel war sein Pferd scheu geworden und hatte ihn abgeworfen; und Gerhard wäre in der Verwirrung wahrscheinlich verlohren gewesen, wenn nicht ein treuer Diener ihn dem Tode, der ihm unter den Hufen gepanzerter Pferde drohte, entrissen hätte. Sobald Heinrich dies erfuhr, faste er den Entschluß: ohne Verzug zu seinem Vater zu eilen und in keiner Gefahr von seiner Seite zu weichen, um selbst für sein Leben zu wachen, das ihm ein zu theures Kleinod war, um es unter den Händen auch der treuesten Diener sicher zu glauben.

Euphemien seinen Entschluß kund zu machen, trat er in ihr Gemach, wo es ihm aber

unmöglich war, seines Vortrags sich so gleich zu entledigen, weil er die Herzogin mit einer ihrer Frauen in ein Gespräch verwickelt fand. Da sie in Heinrichs Mienen Ungeduld und Begierde, mit ihr zu sprechen, las, endete sie das Gespräch, das sie bey seinem Eintritt führte, um mit ihm ein anders anzufangen.

Ihr scheint mit wichtigen Dingen beschäftigt — wandte sie sich gegen ihn — kommt Ihr vielleicht, sie mir mitzutheilen?

„Meine Absicht ist — erwiederte Heinrich — meine gnädige Frau Herzogin von einem Vorsatze zu benachrichtigen, der nun durch ihren Anblick fast schwankend gemacht wird."

Welches wenigstens für Euren Vorsatz wenig Empfehlendes wäre, da ein guter durch mich nie schwankend werden soll.

„Und doch ist er es! Und doch begann er zu schwanken, als ich Euch sah! Pflicht gebeut mir, Euch zu verlassen, und glaubt Ihr wohl, Frau Herzogin, daß dieß so leicht ist, um nicht, wenn man Euch sieht, unschlüssig zu werden?"

Vortreflich, lieber, gelehriger Zögling! Ich freue mich, daß mein Unterricht mir so schön von Euch belohnt wird — antwortete ihm die Herzogin lächelnd — Fürwahr, Ihr werdet keiner von den Rittern werden, die blos durch Tapferkeit sich Achtung erwerben. Doch hättet

Ihr jetzt immer mir ohne Umschweif entdecken können was, wie Eure Mienen zeugen, Euer Herz preßt. Wohin ruft Euch Pflicht?

„Zu meinem Vater, um an seiner Seite zu kämpfen und Gefahren von ihm zu entfernen, die ihm begegnen könnten. Der Ruhm, sein Leben gerettet zu haben, soll hinfort keinem Diener werden, wie in der Schlacht bey Lohäde. Sein Sohn soll dafür wachen. Mein Arm wird stark, und Gerhards Sohn ziemt es nicht, müssig zu sitzen, wenn sein Vater blutet.“

Ein Entschluß Eurer und Eures Vaters werth, dem ich nicht in den Weg treten werde, so gern ich Euch auch noch länger an meinem Hofe sähe.

Heinrichs Ungeduld hätte ihn noch des nämlichen Tages nach Dännemark getrieben, wenn nicht Euphemie ihn davon abgehalten hätte. Sie stellte ihm vor, daß es besser wäre, Gerharden erst von seinem Vorhaben Nachricht zu geben.

Ihr habt nicht nöthig so zu eilen — setzte sie hinzu — denn jetzt ist Euer großer Vater sonder Gefahr, da er den grösten seiner Widersacher in seiner Haft hält. Zudem war mein Gemahl Willens, Euch in der Kürze zum Ritter zu schlagen. Dies wartet noch ab. Eu-

er Empfang in Dännemark wird herrlicher seyn, wenn Ihr als Ritter kommt.

Euphemiens Vorstellungen würden wenig Eindruck auf unsern Heinrich gemacht haben, wären sie nicht mit der glänzenden Aussicht verbunden gewesen: durch einen noch etwas längern Aufenthalt an Albrechts Hofe, die Ritterwürde zu erlangen. Lange schon hatte er nach goldenen Sporen gestrebt, aber Bescheidenheit und ein Rückblick auf seine Jugend hielten ihn ab, diesen kühnen Wunsch zu äußern; und die gewünschte Würde durch Thaten zu erringen, hatte es ihm bisher, zwar nicht an Muthe, aber doch an Gelegenheit gefehlt. Er versprach noch zu weilen, eilte aber an seinen Vater zu schreiben und bat Albrechten, das nämliche zu thun.

Edler Stolz foderte ihn zwar zuweilen auf, diese Würde nicht eher anzunehmen, bis er durch Thaten bewiesen hätte daß er ihrer würdig wäre, doch ihr Glanz blendete ihn zu sehr, um sie nicht auch als Geschenk von Albrecht, wünschenswerth zu finden. Ueberdies flüsterte ihm auch Zutrauen zu sich selbst, oder wenn man will, ein wenig Eitelkeit zu: er werde der Welt bald genug zeigen, daß jene ehrenvolle Würde in ihm keinem Unwürdigen ertheilt worden wäre. Dies entschied ihn, sie jetzt anzunehmen. Er schwor dem heiligen Georg und sich selbst: seinem Stan-

de Ehre zu machen! und der Verfolg dieser Geschichte wird beweisen, daß er als Greis noch dem Schwure treu blieb, den er als Jüngling leistete.

Ungeduld und Sehnsucht nach dem frohen Tage, der Heinrichs Wünsche krönen sollte, lähmte für ihn die Flügel der Zeit. Sie, die ihm sonst mit Pfeilschnelle dahin schwand, schien ihm jetzt einen Schneckengang zu kriechen. Endlich erschien der festliche Tag, dessen Feierlichkeiten zu beschreiben, wir so wenig Willens sind, als die Gefühle zu schildern, die er in Heinrichs Busen goß. Beschreibungen der ersten Art findet Ihr, liebe Leser, in mehreren Büchern, und Beschreibungen der letztern gelingen gewöhnlich nicht. Heinrichs Empfindungen gehörten zu denen, die über allen Ausdruck erhaben sind. Wir begnügen uns demnach von beiden nur so viel zu sagen, als der Fortgang unsrer Geschichte zu erfodern scheint.

Herzog Albrecht ertheilte Heinrichen die Ritterwürde in der Kirche. Einige der vornehmsten Ritter bekleideten und zierten ihn mit den Waffenstücken seiner neuen Würde, Euphemie legte ihm mit eignen Händen den Brustharnisch an und Albrecht umgürtete ihn mit dem Schwerdte. So bald die Feierlichkeit geendet

war, schwang sich Heinrich ohne Hülfe des Steigbügels auf ein Roß, das vor der Kirchthür ihn wiehernd erwartete. Unter abwechselndem Schwingen des Schwerdts und der Lanze tummelte er den wilden Hengst so wacker herum, daß Ingeburg, die ihn von dem Altane der Burg beobachtete, ihren Frauen ängstlich zurief: das böse Roß wird den Ritter Heinrich abwerfen! Heinrich ritt nachher auf den Markt, um sich dem Volke zu zeigen und ein Freudengelag beschloß den festlichen Tag.

Euphemie hatte ihren Gemahl gebeten: dem neuen Ritter eine Dame erkiesen und zuführen zu dürfen; zu seiner Verwunderung aber sah er den Tag verschwinden, ohne daß sie ihren Entschluß ausgeführt hätte. Sie that es des andern Morgens, als Heinrich zu ihr kam, um ihr zu melden, daß er in drey Tagen nach Dännemark aufzubrechen gedächte.

In Wahrheit, Herr Ritter — sprach sie zu ihm — diese Tracht und diese Waffen kleiden Euch besser, als die Ihr vorher trugt. Aber wißt Ihr wohl, daß Euch bey dem allen noch etwas fehlt?

O ja, gnädige Frau — entgegnete Heinrich erröthend — das Bewußtseyn: sie verdient zu haben!

Das meinte ich nicht bescheidener Jüngling — antwortete die Herzogin — denn dafür muß in Euch das Bewußtseyn leben, sie gewis noch zehnfältig zu verdienen; nein es fehlt euch sonst etwas — nach einer kleinen Pause — eine Dame. Gefiel es Euch wohl, die Sorge dafür mir zu überlassen und glaubet Ihr, sie guten Händen anvertraut zu haben?

„Könnte ich dies bezweifeln? — erwiederte Heinrich — allein gnädige Frau, ziemt es mir und meinem Alter wohl an etwas anders zu denken, als wie ich die Würde durch Thaten verdienen will, die ich bis jetzt nur der Gnade des Herrn Herzogs danke?“

Lieber Ritter — wandte Euphemie ein — hierzu werdet Ihr weniger Zeit nöthig haben, als das Mädchen, das ich Euch zur Dame bestimmt habe, zu Erreichung des jungfräulichen Alters — sie faßte Ingeburg bey der Hand und führte sie Heinrichen zu — Dies sey Eure Dame! Liebe Tochter, küsse den Ritter Heinrich. —

Kaum hatte die holde Kleine den Befehl ihrer Mutter befolgt, als Herzog Albrecht in das Zimmer trat und durch sein Erscheinen die Unterredung seiner Gemahlin mit Heinrichen endigte.

Fräulein — sprach unser Ritter am Abend vor seiner Abreise zu Ingeburg, als er sich im Gemach ihrer Mutter befand, um von beiden Abschied zu nehmen — eine Bitte habe ich noch an Euch, ehe ich von Euch scheide. Werdet Ihr sie gewähren?

Redet Herr Ritter — antwortete Ingeburg.

Verehrt mir zum Andenken diese Schnur, die das Bildniß Eures Vaters an Euren Hals bindet — fuhr Heinrich fort.

Ingeburg blickte ihre Mutter an und als sie in ihren Mienen Erlaubniß zu lesen glaubte, nahm sie die Schnur von ihrem Halse und sprach zu Heinrichen, indem sie sie ihm überreichte — hier edler Ritter, nehmt und erinnert Euch meiner zuweilen.

Des theuren Bildnisses will ich euch nicht berauben, nur um die Schnur bitte ich — fieng Heinrich wieder an.

Nein auch dies müßt Ihr nehmen — erwiederte Ingeburg — nicht wahr liebe Mutter?

Ja Kind — antwortete diese — Ich bitte Euch Herr Ritter, nehmt das Bildniß. Gern wollte ich es mit Ingeburgs Konterfei vertauschen, aber das besitze ich selbst nicht.

Ihr befehlt, gnädige Frau Herzogin — versetzte Heinrich — und ich gehorche um so lieber, da mir das Bildniß meines zweiten Vaters so werth ist. Höret nun auch den Grund meiner Bitte. Dies theure Andenken soll mich zu ritterlichen Thaten entflammen. Thut ein Ritter ohne Tadel einst den Ausspruch: daß das, was ich that, als Lohn die Würde verdiente, die schon vorher Herzog Albrechts Gunst mir verlieh; so nehme er mir die Schnur ab, um sie Euch zurückzusenden; das Bildniß aber erlaubt mir ewig zu behalten.

Laß Dich Deine Schnur nicht dauren, gute Ingeburg — sprach die Herzogin lächelnd — Du wirst sie bald zurück erhalten.

Das gebe der heilige Michael! — endigte Heinrich.

Frühe da der Tag kaum graute, verließ unser Ritter Albrechts Hof; dennoch waren Euphemie und Ingeburg schon wach, um ihr Lebewohl mit den guten Wünschen aller Bewohner der Burg zu vereinigen.

Heinrich langte bey seinem Vater an, und Entzücken: einen solchen Jüngling seinen Sohn zu nennen, leuchtete aus den Augen des Helden

Gerhard, aber Heinrichs thatenbegieriger Geist fand keine Nahrung in Dännemark. Es war jetzt Friede im Reiche, der jedoch zu wenig lange Dauer versprach, als daß Heinrich hätte wagen sollen, seinen Vater zuverlassen und in das Ausland zu ziehen, um da Proben seiner Tapferkeit abzulegen und Lorbeeren zu ernten, ein Gedanke der ihm wohl zuweilen in den Sinn kam, jederzeit aber von kindlicher Liebe bald wieder verbannt wurde. Zu sehen, wie seines Vaters Macht immer noch neuen Zuwachs erhielt, war das Einzige was Heinrichen während dieser Zeit Vergnügen machte.

König Christoph war nicht mehr. Kummer über das Schmachvolle seiner Lage hatte ihn getödtet. Diese war jetzt auf das höchste gestiegen, indem der unglückliche König zum dritten mahle gefangen wurde. Hofnung von Gerhard oder Henneck̈en eine Belohnung zu erhalten trieb zwey Edelleute an, sich seiner zu bemächtigen. Sie lieferten ihn in Henneckens Hände, sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Statt der gehofften Belohnung erhielten sie von diesem nichts als Vorwürfe über ihr verrätherisches Beginnen. Hennecke entledigte seinen Stiefbruder der Gefangenschaft sogleich wieder, allein von seinem Gram vermogte er ihn nicht zu befreien. Christoph wurde sein Schlachtopfer. Er starb

und Gerhard beherrschte nun Dännemarks grösten Theil noch unumschränkter als zuvor.

Heinrichen, dem es schon Pein war, sein Leben dahin schwinden zu sehen ohne Thaten der Tapferkeit nach deren Vollbringung sein heldenmüthiger Geist dürstete, in dasselbe weben zu können, machte jetzt auch eine Herzensangelegenheit Verdrus. Die Veranlassung hierzu zu erläutern, sehen wir uns genöthigt den Leser an Herzog Albrechts Hof zurück zu führen.

Albrecht war mit Ludwig Markgrafen von Brandenburg in Streit gerathen. Kaum aber war er mit seinem Heere in Brandenburg gedrungen, als ein Einfall der Schweden in sein eignes Land, zu Ludwigs Vortheile gethan, ihn nöthigte dahin zurück zu kehren. Glück, Ruhm und Sieg folgte seinen Schritten, er richtete unter den Schweden eine so große Niederlage an, daß nur wenige Zeit genug hatten, auf ihre Schiffe zu entkommen. Albrecht kehrte nun zurück und war gegen Ludwig nicht weniger siegreich. Vierhundert vornehme Gefangene fielen in Albrechts Hände.

Ludwig ward es endlich müde sich wegen des Besitzes eines Landes den Mühseligkeiten und Drangsalen eines Krieges auszusetzen, dessen

Ausgang ungewis war. Er, der Gemächlichkeit mehr liebte als kriegerischen Ruhm, beschloß, sich mit seinem Herzogthume Baiern zu begnügen, und Brandenburg und die mit dem Besitze desselben verbundenen Unruhen seinem Bruder Ludwig dem Römer, abzutreten. Dieser war nicht glücklicher als sein Bruder, demohngeachtet aber fieng Albrecht Friedensunterhandlungen mit ihm an.

Albrecht wuste, daß er gegen die vereinigte schwedische und brandenburgische Macht zu schwach war. Er kannte das trügerische Glück zu gut, um von dem bisherigen Lächeln desselben auf Fortdauer zu schliessen. Dies alles vermogte ihn; als ihm Ludwig die Hand zum Frieden bot, sie nicht auszuschlagen. Der einzige Umstand, daß Ludwigs Unterhändler mit dem Frieden zugleich auf eine nähere Verbindung mit Albrecht, durch die Hand seiner Tochter Ingeburg antrugen, machte daß der Letztere noch eine Zeit lang unentschlossen blieb.

Sollten unsre Leser Euphemiens Einfall, ihre Ingeburg zu Ritter Heinrichs Dame zu erklären, für bloße Spielerey gehalten haben, so müssen wir Ihnen dagegen versichern, daß die Herzogin wirklich ernsthaftere Absichten hatte. Sie liebte die holde Kleine mit der zärtlichsten Mutterliebe, was Wunder daher, wenn sie sich

bemühte ihr Glück auch für die Zukunft fest zu gründen, und dies hoffte sie gethan zu haben, wenn es ihr gelänge, die Sorgfalt dafür Heinrichen zu übertragen. Heinrich sowohl als Ingeburg waren noch zu jung, als das Euphemie es für weise hielt zur Erreichung ihrer Absicht weiter etwas zu thun, als was sie wirklich that. Von den Grundsätzen, die sie Heinrichen eingeprägt hatte, hoffte sie mit der Zeit die Herbeiführung derselben; und Heinrichs Betragen, welches beobachten zu lassen Liebe gegen Ingeburg sie verleitet hatte, gab bisher ihrer Hofnung immer neue Nahrung.

Mit Albrecht hatte Euphemie noch nicht von ihrem Lieblingswunsche gesprochen, doch hatte sie so viel erforscht, daß ihre Absichten ihm nicht unbekannt waren, daß er sie sogar billigte. Heinrich hatte sich sowohl Albrechts als seiner Gemahlin Liebe und Achtung erworben, warum hätte er ihn nicht gern zu seinem Sohne annehmen sollen, zumahl da Staatsinteresse sich nicht dem persönlichen Wohlwollen entgegen setzte? Heinrich war der älteste Sohn eines so mächtigen Mannes, daß kein Fürst würde angestanden haben, sein Schwäher zu werden.

Ludwigs Werben um Ingeburgs Hand konnte Albrechten demnach nichts weniger als angenehm seyn. Er erklärte sich gegen Ludwigs

Bevollmächtigte, daß diese Unterhandlung dann um so leichter gemacht werden könnte, wenn sie erst ihren Zwist geschlichtet hätten, worauf aber jene erwiederten, daß sie ausdrücklichen Befehl hätten beide Unterhandlungen zu verbinden, damit in Zukunft die Freundschaft zwischem ihrem Herrn und dem Herrn Herzog um so fester sein mögte. Albrecht war beinahe geneigt die Friedensunterhandlungen abzubrechen, aber seine Räthe machten ihn anderes Sinnes. Sie brachten ihm Nachricht, das die Schweden einen zweiten Einfall in sein Land thun wollten und verhehlten ihm den bedenklichen Zweifel nicht, daß er sie vielleicht jetzt nicht sogleich würde zurückschlagen können, weil sie mit größerer Macht kämen, als im vorigen Jahre, auch Marggraf Ludwig allein jetzt dem Herrn Herzoge mehr zu schaffen mache, als damahls. Politik veranlaßte endlich Albrechten zu thun, was er nicht Willens und womit seine Gemahlin wenig zufrieden war.

So wenig sich auch Frau Euphemia nm die Staatshändel ihres Eheherrn bekümmerte: so wenig konnte sie dennoch verhindern, daß ihre Mienen, als sie ihn nach seiner Rückkunft willkommen hies, ihre Empfindungen verriethen.

Ich

Ich hab es Euch nicht recht gemacht, gutes Weib — sprach Albrecht, indem er sie in seine Arme schloß — aber es kümmere Euch nicht! Ehe Ingeburg zu jungfräulichem Alter heranwächst, kann sich noch vieles ändern; und bis dahin bleibt sie in den Armen ihrer zärtlichen Mutter.

Sobald Ingeburgs Verlobung bekannt wurde, eilten ihre Frauen und der ganze Hofstaat ihres Vaters, ihr Glück zu wünschen. Wer es recht schön machen wollte, ließ sie einen Blick in die reizende Aussicht thun, die Ludwig hatte: ehe er sie heimführen würde, sein Haupt mit dem Kurhute zu schmücken.

Alle diese schönen Dinge schienen aber wenig Reiz für die junge Verlobte zu haben, im Gegentheil wollten einige, die sie genau beobachteten, so gar bemerkt haben, daß sich, indeß aus aller Mund Glückwünsche auf sie strömten, tiefe Seufzer aus ihrer Brust herauf gestohlen hätten.

Auch Frau Else, einst Ingeburgs Amme, jetzt die Vertraute ihrer kleinen Geheimnisse, hatte diese Bemerkung gemacht, und sie überzeugte sich, nicht falsch gesehn oder gehört zu haben, da sie jetzt ihre Milchtochter stiller und mehr in sich gekehrt sah, als je. Frau Else schwieg

zwey Tage, als sie aber mit jedem Ingeburgs Trübsinn wachsen, ihre Augen einst sogar voll Thränen sah, da konnte sie ihr Mitleid nicht länger bergen. Auch sie weinte und sah ihr Fräulein wehmüthig an. Alt und mit dem menschlichen Herzen bekannt genug, ward es ihr nicht schwer die Quelle zu errathen, aus welcher Ingeburgs Thränen flossen. Sie nahm sich vor, sie wo möglich auszutrocknen und in ihrer Pflegetochter kleines verwundetes Herz Trost zu giessen.

Warum so traurig, mein Fräulein — begann sie ihren tröstlichen Zuspruch — freut es Euch nicht, in einigen Jahren Frau Kuhrfürstin zu heißen?

„Ich muß Euch sagen, Mutter Else, — erwiederte Ingeburg — daß ich eigentlich noch gar nicht daran gedacht habe, wie ich wohl heissen mögte, wenn ich meinen Namen verwechsele; aber so viel kann ich Euch versichern, daß ich mich weder nach dem Namen einer Marggräfin noch Kuhrfürstin von Brandenburg sehne. Ich kenne diesen Ludwig nicht, und wer mein Gemahl werden soll, dem mögte ich gern kennen, ehe er es wird."

Die Erfüllung dieses Wunsches wird Euch nicht entstehen, mein Fräulein. Ludwig wird zeitig genug kommen, seine Braut zu sehen.

„Und wenn er kommt, was wird mir dies Sehen helfen? Darf ich die Hand dessen ausschlagen, dem ich schon verlobt bin?"

Das Ihr hoffentlich auch nicht Willens sein werdet. Sagt an, Fräulein, was könntet Ihr an Markgraf Ludwig auszusetzen haben? Läßt Euch der Markgraf, der Sohn eines Kaisers und selbst ein mächtiger Fürst, mit Ansehn und Ruhme bekrönt, dem der Kuhrhut nicht entgehen wird, etwas zu wünschen übrig?

„Nichts, in Absicht auf politische Größe, in deren Betracht meine Wünsche überhaupt sehr mäßig sind, vielleicht im Ganzen nichts, ich kenne den Markgraf nicht genau genug, um dies zu entscheiden; aber in meinem Innern sagt mir eine heimliche Stimme, daß ich seine Gemahlin nicht werden mögte, und wenn er auf dem kaiserlichen Throne säße."

Und welches Fürsten Gemahlin mögtet Ihr sonst werden? Ihr hattet ja ehedem keine Geheimnisse vor mir, o ich bitte Euch, entschleiert Eurer treuen Else auch jetzt Euer Herz, denn daß etwas an demselben nagt, beweisen Eure Blicke und — ach diese Thränen! Oder habe ich Eure Liebe, Euer Zutrauen verlohren?

„Die habt ihr noch, liebe Else. Aber ich bitte Euch, seid still und redet nicht so sonderbare Dinge. Schon an einen Gemahl zu denken ziemt keinem zehnjährigen Mädchen, wie ich bin."

Wen man verlobt, Fräulein, der kann auch selbst ans Freien denken.

„Ueberdies wißt Ihr wohl, daß Fürstentöchter keinen freien Willen haben. Vergeßt Ihr jetzt, was Ihr mir selbst so oft gesagt habt!"

Dennoch sehen liebevolle Eltern, und kann es zärtlichere geben, als die Eurigen sind? auch auf die Neigung ihrer Kinder. Doch wir sind ganz von meiner Frage abgekommen. Darf ich rathen, wessen Hand Ihr gern annähmet?

„Noch einmahl, gute Else, Ihr schwatzet sonderbare Dinge — sprach Ingeburg. — Sie wollte ihrer redlichen Amme zu schweigen gebieten und vermogte es nicht.

Aufrichtig, mein Fräulein — fuhr jene fort — würde Euch wohl Graf Heinrichs Hand auch ein unwillkommenes Geschenk seyn?

Ingeburg seufzte, schlug die Augen nieder, erröthete und schwieg. Frau Else sah sie forschend und theilnehmend an, hielt eine ihrer Hände in den ihrigen, drückte und küßte sie.

Ja — hob nach einiger Zeit die Erstere ihre Herzenserleichterung an — ja ich schätze diesen Gespielen meiner frühern Kindheit, weil ihn auch meine Eltern lieben und ehren. Noch mehr, ich fühle schwesterliche Zuneigung gegen ihn, aber seine Hand habe ich noch nicht begehrt. Die Verschenkungen der meinigen stelle ich meinen Eltern anheim. Sie machen damit, was ihnen gut dünkt."

Ihr redet gar klüglich, meine geliebteste Tochter — erlaubt mir immer diese gewagte Benennung — Euer Verstand, Euer kindlicher Gehorsam, würde einem erwachsenen Fräulein Ehre machen, aber auch nur diese sprechen aus Euch, nicht Euer Herz. In diesem lebt Graf Heinrichs Bild und, gewis, ich liebte Euch weniger, wenn Ihr das Andenken des stattlichen Ritters sobald daraus verbannen könntet.

„O warum, Mutter Else, warum wollt Ihr Lüsternheit nach verbotener Frucht in mir rege machen!"

Ruhig, mein theures Fräulein! Der der Gespiele Eurer Kindheit war, wird der Gefährte Eures fräulichen Alters werden.

„Liebe Else, ich bitte Euch schweigt, damit Ihr mich nicht mit mir selbst uneins macht! Sprechen zweierley Stimmen in mir, o so laßt diejenige reden, die für meine Pflicht spricht! Macht

nicht, daß eine andere sie überschreit, oder Ihr macht mich unglücklich!»

Bey allen Heiligen, das will ich nicht! Glücklich will ich Euch machen, oder Euch wenigstens trösten! Zu Eurem Troste sollt Ihr wissen: Ihr werdet so wenig Ludwigs Gemahlin, als ich Römische Kaiserin, werden. Graf Heinrich wird Euer Gemahl, so wenig dies Euch jetzt auch so scheinen mag. Heut Nacht ist mir in einem Traume Euer Glück geoffenbaret worden.

Der Eintritt der Herzogin verhinderte Frau Elsen mit der Erzählung ihres Traumes selbst hervorzutreten. Auch erreichte sie, nachdem sie es gethan hatte, ihren Entzweck nicht. Ihr Traum machte so wenig Eindruck auf Ingeburg, als ihre Tröstungen.

Aufrichtig zu seyn, müssen wir gestehen, daß die gute Frau, auch bey dem besten Willen, wenig Anlage zur Trösterin hatte, so wie wir es nicht weise finden, daß sie in dem Busen des Fräuleins, Gefühle aufregte, die jetzt noch schliefen. Das gute Mädchen konnte ihrem Herzen nicht wehren, jetzt zuweilen nach Heinrichen als nach ihrem Geliebten aufzusehn, da sie ihm vorher nur mit schwesterlicher Liebe zugethan war.

Alles Zureden der gutherzigen obgleich unklugen Else vermogte nicht, dies Aufsehn mit

Hofnung zu verbinden, machte aber dagegen, daß der Gedanke: Ludwigs Verlobte zu seyn; das Herz des leidenden Mädchens zu noch schmerzhaftern Empfindungen schmolz, als zuvor. In ihrem jungen Herzen kämpften angeflammte Liebe, Pflicht und jungfräuliche Sittsamkeit so heftig, daß die Wirkungen dieses Kampfes an ihrem Aeußern sichtbar wurden. Ingeburg war nicht mehr das frohe Mädchen, wie vor wenig Wochen, und von ihren Wangen wich die Rosengluth, mit der sie sonst prangten.

Meister Bernd, Herzog Albrechts Hofarzt, wurde zu Rathe gezogen. Er erholte sich wieder Raths in Albertus Magnus Buche von den Weiberkrankheiten, wovon er mit schweren Kosten eine Abschrift an sich gebracht hatte, that alles, was sein Orakel für diensam erklärte, aber Ingeburg besserte sich nicht. Ach! selbst der große Arzt, Astruc, der es in seiner Kunst gewis weiter gebracht hatte, als der ehrliche Bernd, würde ihr nicht haben helfen können! An ihrer Schöne nagte eine Seelenkrankheit, die keinem Arzneimittel wich.

Frau Else traute sich mehr Kräfte zu als Meister Bernden. Was dieser nicht vermogte, das wollte sie durch Hoffnung und freundlichen Zuspruch vollbringen; sie sah aber ihre Bemühungen mit eben nicht besserm Erfolge bekrönt. Im

Gegentheil diente all ihr Beginnen nur dazu, der Flamme, die das junge Fräulein verzehrte, immer neue Nahrung zu geben. Die Dazwischenkunft einer Dritten bewirkte endlich, was Bernds und Elsens Vermögen überstieg.

Es war an einem schönen Maitage, als Frau Else auf Meister Bernds Anrathen, ihr Fräulein ein wenig ins freie Feld führte. Sie giengen voran, indes die übrige Begleitung, auf Frau Elsens Geheis, immer in einiger Entfernung blieb, damit die voran Wandelnden um so ungestöhrter sprechen könnten. Schon waren sie eine ziemliche Strecke Weges gegangen, als ihnen eine kreischende Stimme zurief:

Seyd mir gegrüßt, holdseliges Fräulein Ingeburg! Seyd mir gegrüßt zukünftige Gemahlin des tapfern Heinrichs von Hollstein, dessen Ruhm noch einst in alle Länder erschallen wird.

Vor Schrecken wagte Ingeburg kaum sich nach der Gegend zu wenden, woher die Stimme tönte, und als sie es that, ward ihr Schrecken nicht vermindert. Der Anblick eines schwarzgelben, kaum halb bekleideten Weibes, das sich jetzt vor ihr neigte und noch einmahl rief: seyd mir gegrüßt; war eher zur Vermehrung gemacht. Ingeburg schrie, und ihre Frauen eilten herbey, indes sie sich fester an Elsen schmiegte.

Fürchtet Euch nicht, rief das Weib. Brigitte von Wadstena thut keinem Menschen Leides, aber Freude macht es ihr, ihnen durch Verkündigung ihres künftigen Glücks, den Vorschmack desselben zu geben.

Lebt wohl, traut meinem Worten und bannet Euern Gram! Ich sehe Euch wieder, wenn Graf Heinrich von Euch scheiden wird, am jenseits des Meers den Ruf zu rechtfertigen, der schon vorher daselbst von seiner Tapferkeit erscholl.

Sie neigte sich wieder und ein Hügel, um den sie herum gieng, entzog sie schnell den Blicken der ihr nachstaunenden Weiber. Stumm und erschrocken eilten diese nach Albrechts Burg zurück.

Unsere Urkunden melden von dieser Brigitte, daß ihre Weissagungen in der ganzen Gegend in großem Ansehn standen; und das nämliche sagte auch jederman dem Fräulein, sagte es so oft, das Ingeburg des festen Glaubens wurde: Brigitte werde auch durch ihre jetzige Weissagung nicht zur Lügnerin werden.

Die Hofnung, wozu schon Frau Else den Samen ausgestreut hatte, wuchs mächtig empor, des Fräuleins Wangen blüheten wieder, Meister Bernd legte den Albertus bey Seite, und Albrechts ganzer Hof freute sich, die gelieb-

te Ingeburg wieder fröhlich zu sehn, ob schon nur wenige diese wiederkehrende Fröhlichkeit auf Rechnung der Sibille schrieben.

Die Nachricht von Ingeburgs Verlobung kam auch bald zu Heinrichs Ohren und wurde die Quelle des Verdrusses, von dem wir im Vorgehenden sprachen. Ihm war es höchlich zuwider, daß seine kleine Dame einem Andern verlobt worden war, obschon seine Empfindungen gegen sie mehr das Gepräge der Galanterie, als der Liebe hatten. Was bey Ingeburg Kummer und Thränen hervorgebracht hatte, erregte in ihm Grimm wider Ludwig den Römer und Unzufriedenheit über Euphemien. Von dieser argwohnte er bisweilen, daß sie blos ihren Scherz mit ihm getrieben hätte, jenem rechnete er es zum Verbrechen, ihm seine Dame geraubt zu haben, ob ihm gleich, wenn er mit kaltem Blute darüber nachgedacht hätte, beigefallen seyn müste, daß Ludwig wohl schwerlich etwas von den Rechten gewust haben mögte, die Euphemie Heinrichen auf ihr Fräulein gab. Er beschloß endlich einen seiner treuesten Diener im geheim nach Albrechts Hofe zu senden, um zu erkunden, wie die Sachen daselbst eigentlich ständen.

Ehe Knut, — so hieß dieser Merkur — den Ort seiner Bestimmung erreichte, erfuhr er Brigittens Weissagung die jetzt an Albrechts Hofe und in der ganzen umliegenden Gegend so viele Sensation machte, wobey zugleich versichert wurde, daß bisher noch keine ihrer Prophezeihungen unerfüllt geblieben wäre. Knut hatte sich zu dieser Gesandschaft vorzüglich dadurch qualifizirt, daß er des Schreibens kundig war. Er eilte von seiner Kunst Gebrauch zu machen und seinem Herrn die Nachricht mitzutheilen, die er erhalten hatte.

Die Worte der Sibille machte auf Heinrichen weniger Eindruck als auf Ingeburg, so schmeichelhaft auch ein Theil derselben für seinen Ehrgeitz war. Zum Nachtheil seiner jetzigen Ruhe traute er allen solchen Weissagungen weniger, als die mehresten seiner Zeitgenossen.

Die Versicherung, die ihm sein Abgesandter kurz nachher gab: Die Frau Herzogin wäre gegen ihn noch ganz so gesinnt wie vor dem; hatte mehreren Werth für ihn. Auf sie gestützt erwachte zuweilen die Hofnung in ihm: Euphemie werde sich zu seinem Besten verwenden!

Kurz nachher zeigte sich eine Gelegenheit, wo Heinrich Proben seiner Tapferkeit ablegen konnte, und die zugleich seinen Gedanken, die

bisher blos auf Ingeburg und die durch Ludwig den Römer erlittene Schmach geheftet waren, eine andere Richtung gab. Der älteste von König Christophs hinterlassenen Söhnen, Herzog Otto, wagte einen Versuch sich auf den Thron seines Vaters zu schwingen. Mit einem Heere fremder Hülfsvölker drang er in Jütland ein, wo er sich mit den wenigen Freunden seines Vaters verband. Gerhard eilte ihm entgegen, begleitet von seinem Sohne, Heinrich, dessen Blut bey dem Gedanken: jetzt Ruhm und Lorbeern zu erkämpfen, feuriger wallte.

Die Grafen stiessen bey Tapheide auf Otto's Heer, das er nach Wiburg führen wollte. Beide Heere setzten sich, die Schlacht begann. Heinrichs Durst nach Ehre ließ ihm seinen Vorsatz vergessen: nicht von seinem Vater zu weichen. Mit dem Feldgeschrei: für Ingeburg und Ehre! stürzte er sich in das wildeste Getümmel der Schlacht, und indem sein Arm alles niederschmetterte, was ihm widerstand, konnte er sich des Wunsches nicht erwehren: o daß Ingeburg mich sähe!

Gerhard begann über die Tollkühnheit des raschen Jünglings zu zittern, und als er vollends den Federschmuck, der von Heinrichs Helme herab wallte und kurz nachher auch sein Panier unter einem feindlichen Haufen verschwinden sah,

da bereuete er es sehr, ihn von sich gelassen zu haben. Schon wollte er ihm nachstürmen, als Heinrichs Panier und gleich nachher auch er selbst wieder zum Vorschein kam. Gerhard vernahm Siegsgeschrey, sah seinen Sohn sich ihm nähern, dessen Begleiter jauchzend ausriefen: Heil dem jungen Löwen! dem Helden Heinrich Heil! und des Vaters Herz schlug dem tapfern Sohne entgegen. Die Feinde flohen, vor Freuden vergas Gerhard den Befehl: ihnen nachzusetzen.

Hier, Vater, mein Probestück — rief Heinrich, der vom Pferde gestiegen war und Gerharden den gefangenen Herzog Otto zu führte — Es hat mir geglückt, die Schlacht, ohne großes Blutvergiessen, zu unsern Vortheil zu enden.

Dank Dir, mein Sohn — erwiederte Gerhard — Gott gebe Dir und mir viel solcher frohen und siegreichen Tage, als der heutige ist!

Gerhard wuste aus welcher Ursache sein Sohn die von Ingeburg erhaltene Schnur trug. Sobald die erste laut ausbrechende Freude über den glücklichen Ausgang der Schlacht sich gelegt hatte, wendete er sich gegen die Anführer seines Heers.

Aufrichtige, tapfere Waffengenossen — sprach er zu ihnen — urtheilt nach Ritter-

pflicht und Gewissen, ob mein Sohn, wenn ihn die Ritterwürde noch nicht zierte, jetzt dieselbe verdient hätte.

Vollkommen — war die einstimmige Antwort, aller Gefragten — Sie ward geringern Thaten zum Lohne, als heut Graf Heinrichs Tapferkeit vollbrachte. Wie sehr freuet es uns, unsers großen Anführers Geist in seinem Sohne wieder zu finden.

Ich danke Euch wackere Männer — erwiederte Gerhard — und mein Sohn wird gewis fortfahren, sich Eurer Achtung würdig zu machen.

Nachdem er sich mit seinem Sohne allein sah, nmarmte er ihn und wiederholte, was er schon vorhin im Angesicht des ganzen Heeres gesagt hatte:

Diesen Tag danke ich Dir, theurer Sohn! Du warst es, der mir ihn festlich machte!

Hierauf löste er den Knoten der simbolischen Schnur auf und fuhr fort:

Die sie dir gab, soll was Du vollführtest erfahren.

An dem nämlichen Tage sandte er der Herzogin Euphemie ein Schreiben, worinn er unter andern sagte:

Mein Heer hat meinen Sohn Heinrich des Schildesamts und Schwerdtes würdig er-

kannt; damit Ihr aber nicht wähnt, als habe Parteilichkeit meine Getreuen verblendet: so urtheilt selbst: ob ein Jüngling, der wie ein Löwe kämpft und den Anführer des feindlichen Heeres zum Gefangenen macht, die Ritterwürde verdient. Findet Ihr das, so öfnet die Inlage, die ich absichtlich deshalb besonders verpetschiert habe.

Euphemie erbrach das Siegel und fand außer der Schnur zwey Schreiben von Heinrich an sie und ihre Tochter, deren Verlust wir um so mehr bedauren, da uns dadurch das Verdienst geraubt wird, einen Beitrag zur Kenntniß der Galanterie der Ritterzeiten zu liefern.

Freudig eilte die liebevolle Mutter zu ihrer Tochter, ihr die Heldenthat ihres Ritters, die seine Bescheidenheit in dem Briefe an sie kaum berührte, aus dem Schreiben seines Vaters weitläuftiger zu erzählen.

Ob Heinrichs Schreiben beantwortet worden sind, können wir nicht sagen, wir vermuthen es aber, weil die Geschichte meldet, daß er von Euphemien statt der übersendeten Schnur eine goldne Kette mit Ingeburgs Bildnisse erhalten habe. Hierdurch wurde die Hofnung: daß die Herzogin in Absicht ihrer Tochter zu seinem Besten wirken würde, noch lebhafter in ihm.

Durch seines Sohnes Heldenthat war Gerhard vor auswärtigen Feinden befreit worden. Zwar harrten die bedrängten Dänen auf Waldemars Ankunft im Reiche seines Vaters, allein dieser junge Fürst mogte den Kaiser, an dessen Hofe er sich aufhielt, so viel und so angelegentlich bitten, als er immer wollte, so erhielt er doch nichts als guten Rath von ihm. Ein Heer war das Oberhaupt des deutschen Reichs nicht geneigt an eine so misliche Unternehmung zu wagen, als ein Krieg wider Gerharden war, da dieser Held bisher noch immer jeden, der sich ihm entgegen stellte, besiegt hatte.

Demohngeachtet war Gerhard jetzt weniger sicher als jemahls, weswegen Heinrich sich weder einen Ritterzug in fremde Länder zu unternehmen, noch an Albrechts Hof zu gehen getrauete.

Das Mißvergnügen der Dänen über das Hollsteinische Regiment, dessen sie schon längst müde gewesen waren, wuchs zu einer solchen Größe, daß die Hollsteiner an Orten, wo sie schwächer waren als jene, ihres Lebens nicht sicher waren. Gerhard sah ein, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sein würde. Er hütete sich daher sehr, die Unzufriedenheit des Volks, dessen Stimme laut genug tönte, um zu

sei-

seinen Ohren zu gelangen zur Wuth zu entflammen, sondern bemühte sich die Liebe desselben zu erwerben, ein Unternehmen, das ihm jedoch nicht gelang.

Vergebens hielt er selbst Gericht und schlichtete alle Streitigkeiten nach Recht und Billigkeit, die Dänen wurden durch diese Anmaßung eines Rechts, das sie nur ihrem Könige zuerkannten, noch mehr wider ihn aufgebracht. Endlich glückte es ihm doch, wenigstens einen Theil der Nation sich geneigt zu machen. Er zog die Priesterschaft auf seine Seite und durch den Einfluß derselben auf das Volk, hoffte er allgemeine Achtung zu erlangen.

Die ganze Priesterschaft war ehedem auf das höchste wider Gerharden aufgebracht worden, als er den Bischof Tyge von Borglum, auf Ermunterung des Königs Christoph, den er durch einige zu wenig ehrerbietige Worte beleidigte, verhaftet hatte. Acht Jahr beinahe hatte nun der Bischof im Gefängniß und das Reich unter der Last des Bannes geseufzt, den der heilige Vater in Rom, auf Ansuchen seines bedrängten Sohnes Tyge, darüber ausgesprochen hatte. Gerhard schob jetzt die ganze Schuld dieses Vorfalls auf den verstorbenen König, und entlies den Bischof seiner Haft.

Der Bischof hob dagegen sogleich den Bann auf, erklärte Gerharden für unschuldig an seiner Gefangennehmung und versicherte, daß zwischen ihnen Freundschaft und Einigkeit hersche. Hingegen behielt er sich gegen Christophs Söhne und einige seiner Räthe Genugthuung vor.

Durch diesen Staatsstreich brachte Gerhard, die gesammte Geistlichkeit wider Otto und Waldemar auf, da er sie im Gegentheil sich gewogen machte. Auch bey den Andächtigen im Volke empfahl sich Gerhard dadurch nicht wenig, daß er ihnen Loszählung von dem Banne verschaffte, der ihre Gewissen so viele Jahre lang beschweret hatte. Friede und Ruhe kehrten nun auf einige Zeit zurück in das, durch so lange dauernde Unruhen zerrüttete, Reich.

Heinrich glaubte diesen Frieden nicht besser anwenden zu können, als wenn er aus den günstigen Nachrichten, die er fortdauernd von Schwerin erhielt, Nutzen für sich zu ziehen strebte. Er beschloß, sich auch der Vermittelung seines Vaters zu bedienen, und so wenig sonst Herzensangelegenheiten Dinge waren, die Gerhard seiner Aufmerksamkeit werth achtete, so bewogen ihn doch väterliche Liebe und Staatsinteresse, Heinrichen seine Beihülfe nicht zu versagen. Es

war für Gerharden allerdings kein kleiner Gewinn, den tapfern Albrecht durch Verwandschaft noch fester an sein Haus zu ketten.

Gerad hier sind unsere Nachrichten am mangelhaftesten. Es fehlen einige Blätter und auf einem Blatte, das noch auf uns gekommen ist, sind nur noch diese Worte zu lesen:

Den Tag nach Kreuzerhöhung führte Graf Heinrich sein Gemahl Ingeburg heim.

Wir sind daher außer Stande unsern Lesern zu erzählen auf welche Art Ingeburgs Verlobung mit Ludwig dem Römer rückgängig gemacht wurde, oder ihnen die Wonne des Wiedersehens zu schildern, die Heinrich in den Armen seiner Braut empfand, die jetzt in ihrem vierzehnten Jahre ein Muster weiblicher Vollkommenheiten war, wie wir dies aus einer spätern Nachricht ersehen haben.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht ermangeln, denjenigen unsrer Leser, welche vielleicht dies Büchlein mit der Vermuthung ergriffen, darinnen ein Gewebe von Abenteuern und verwickelten Liebeshändeln zu finden und sich bisher in ihrer Erwartung getäuscht sahen, die Versicherung zu geben, daß sie in der Fortsetzung von Heinrichs Geschichte mehr für ihren Geschmack

finden werden. Es würde uns nicht schwer geworden seyn, auch in den bisher erzählten Theil derselben welche zu weben, wenn nicht unser zartes Gewissen uns geboten hätte, unsern Ueberlieferungen treu zu bleiben.

Zwey Jahre schwanden Heinrichen in dem Schooße seiner Familie und in den Armen seiner geliebten Gattin dahin, die ihn indes mit einem Sohne beschenkte. Heinrich gab diesem den Namen seines großen Vaters, welches er vielleicht nicht gethan haben würde, wenn er geargwohnt hätte, daß das Andenken an ihn bald ein Gegenstand des herbsten Schmerzes für ihn werden würde.

Die Dänen sehnten sich nach einem Könige, der ihnen Ruhe und Ordnung wiedergeben könnte, und wurden in ihrem Mißvergnügen gegen den Graf Gerhard so laut, daß dieser Gewalt für das einzige Mittel hielt, sich länger zu behaupten. Er beschloß, den Herzog Waldemar von Schleswig zum zweitenmahle auf den Thron zu setzen und indes er mit diesem unterhandelte, vermehrte er seine Macht durch ein Heer von zehntausend Streitern, das er in Bremen, Westphalen und am Rhein warb. Bald war es vollzählig, denn jeder Krieger eilte gern herbey,

unter der Anführung eines noch nie überwundenen Helden Ruhm und Beute zu erwerben.

So geheim auch Gerhard diese Werbung und jene Unterhandlungen betrieben hatte, so wenig blieb doch beides den Dänen verborgen. Ihm zuvor zu kommen fielen sie in seine Besitzungen ein und belagerten seine Schlößer, indes seine Unterthanen ihm Schatzung und Beistand versagten. Gerhard gieng mit viertausend Kriegern nach Randers, den übrigen Theil seines Heers übergab er seinen Söhnen, Heinrich und Klaus, die ihren Vater in der Feste Randers sicher glaubten. Dies würde er gewesen sein, würde wahrscheinlich auch seinen Zweck erreicht haben, wenn nicht der Muth eines einzigen Mannes alle seine Pläne vereitelt hätte.

In dem Busen Niels Ebbesons, eines der angesehnsten Jütländischen Edeln, hatte längst schon Rache wider Gerharden geflammt, der sich, durch einen Rechtsspruch zu seinem Nachtheile, Niels tödlichen Haß zugezogen hatte. Die Gelegenheit, jetzt die Ausführung seiner Privatrache mit dem Namen einer Patriotischen Heldenthat beschönigen zu können, war zu anlockend für ihn, um sie nicht zu benutzen. Sein Entschluß war gefaßt, nur fehlte es ihm noch an Gefährten bey der tollkühnen That. Auch diese fand er.

Niels befand sich einst bey einer Zusammenkunft verschiedener Ritter und Knappen, die sich zu einer Waffenbrüderschaft verbunden hatten, deren Mitglied auch er war. Man belustigte sich bey diesem frohen Gelage, außer den herumgehenden Bechern, mit Erzählungen rühmlicher und tapferer Thaten. Jeder hatte schon seinen Beitrag zur Unterhaltung geliefert, nur Niels noch nicht, der überhaupt still und in sich gekehrt saß.

Nun, Ritter — wendete sich endlich einer aus der Versammlung zu ihm — wollt Ihr uns nichts erzählen? Ihr wißt doch immer so viel.

Ich denke der Ritter hat irgend etwas im Sinne — fuhr ein anderer fort — weil er an unserer Freude so gar keinen Theil nimmt.

Ihr habt Recht, Herr Ritter — erwiederte Niels — Mir fiel eben bey, daß es mit unsrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe jetzt grossen Theils nur Wortgeklingel ist.

Wie meint Ihr das? — fragte jener mit finsterer Stirn.

Ich meine, fuhr Niels fort — daß man sich jetzt wahrlich nicht drängt, dem Besten des Vaterlandes das Leben zu opfern, daß der Muth gewöhnlich nur dann entflammt wird, wenn neben dem Ruhme auch Beute lockt. Die Men-

schen der Vorzeit unterschieden sich hierin sehr zu unserm Nachtheil, von uns. Wißt Ihr die Historie von dem heldenmüthigen Römer Mutius Scävola?

Nein — riefen alle — erzählt sie!

Aber — setzte einer hinzu — schmäht Eure Zeitgenossen nicht, die gewis für Ruhm und Vaterland so feurig glühen als Euer Mutius.

Das gebe Gott — sprach Niels — Ich will Euch erzählen, doch gehe vorher hinaus, wer nicht Trieb in sich fühlt, sein Leben für das Vaterland zu wagen. Wer aber bleiben will, der schwöre mir auf sein Schwerd Verschwiegenheit und Treue.

Wir schwören — erscholl einmüthig aller Anwesenden Stimme, und alle Schwerdter fuhren mit einemmahle aus der Scheide.

Zur Zeit — hob Niels an — als Rom zu seiner nachherigen Größe aufzublühen begann, belagerte es der Clusier König Porsena. Schon war die Noth in der Stadt auf's höchste gestiegen, schon hatten ihre Bewohner allen Muth sinken lassen, als eine Heldenthat eines einzigen Mannes das Vaterland aus der Gefahr rettete, die ihm drohte. Mutius stahl sich in das Zelt des feindlichen Königs, den er eben, nebst seinem Schatzmeister beschäftigt fand, seinen

Kriegsleuten die Löhnung zu reichen. Der Schatzmeister war so prächtig gekleidet als Porsena selbst, wodurch Mutius irre wurde. Er hielt jenen für den König und erstach ihn.

Mutius versuchte zwar zu entkommen, es gelang ihm aber nicht. Er wurde überwältigt und vor den König gebracht, welchem er unerschrocken sagte: daß es sein Leben gegolten hätte. Soll ich Euch rathen, Herr König, so zieht wieder heim. Diesmahl haben Euch die Götter erhalten, aber dies und mein Tod sichert Euer Leben noch nicht, denn in Rom sind noch dreihundert Männer die alle geschworen haben, es Euch zu nehmen.

Der erschrockene König wollte mehr von den wider ihn gefaßten Anschlägen wissen. Er befahl daher Feuer anzulegen und Mutius so lange zu martern, bis er alles gestände. O — rief ihm dieser zu — Euer Befehl schreckt mich nicht. Ich weis zu tödten, aber auch den Tod zu erdulden. Seht hier den Beweis, daß Qualen mir ein Spiel sind! Mit diesen Worten nahte er sich einem Altare und hielt seine Rechte so lange in das darauf brennende Feuer, bis sie verbrannt war, ohne nur durch eine Miene Schmerz zu verrathen. Porsena fieng an für sein Leben zu zittern, dem dreihundert solcher verwegener Männer nachstelleten. Er hob die Be-

lagerung auf, lobte Mutius ob seiner Heldenthat und ließ ihn frey von dannen ziehen.

Dieser Mutius war ein großer, edler Mann — riefen nun alle.

Fühlt Ihr das — fuhr Niels fort — O laßt uns seine That nicht nur groß finden und bewunderungsvoll anstaunen, laßt sie uns auch nachahmen! Gerhard der Kahle ist Däniens Porsena, ich will Mutius werden! Nicht länger kann ich mein Vaterland unter der Last des Joches seufzen sehn, das dieser Tirann ihm aufgebürdet hat; nicht länger das Klagen und Winseln der Wittwen und Waisen hören, deren Gatten und Väter des Usurpators Miethlinge mordeten; und des friedlichen Bürgers und Landmanns, dessen Habe sie raubten: und der zagenden Priester und Mönche, deren Tempel und Klöster die Räuber entheiligen und zerstören oder sie wenigstens von den Spenden frommer Mildthätigkeit und Andacht entblößen. Wahrlich ehrenfeste Ritter und Waffengenossen! als Porsena Roms Mauren umlagerte, war sein Volk weniger unglücklich, als Dänemarks Bewohner, seit der Tirann Gerhard an ihrem Marke saugt. Drum Brüder auf zur Rache! oder sagt nicht, daß in eurem Busen noch ein Funke von Vaterlandsliebe glimmt.

Niels hatte seinen Zweck erreicht. Seine Zuhörer wurden warm, noch einmahl entblößten alle ihre Schwerdter. Die Hand darauf gelegt riefen einstimmig alle Anwesende:

— Wir schwören blutige Rache wider Gerhard, den Verletzer der dänischen Freiheit, den Unterdrücker des Volks!

Amen — sprach Niels — Für diesen Entschluß lohne Euch Gott und seine Heiligen!

Und nun erhoben sich jene Stimmen wieder — laßt uns nicht säumen! Kommt, Ritter Niels, führt uns zur Rache, um unserm Vaterlande die Freiheit wieder zu geben oder, im Kampfe für sie, einen rühmlichen Tod zu finden.

Gemach, wackere Brüder — erwiederte Niels — so plötzlich geht das nicht, doch soll das Feuer Eurer patriotischen Rachbegier nicht lange vergeblich in Euren Busen brennen. Mein Vorsatz ist nicht seit gestern gefaßt, lange und kühle Ueberlegung haben ihm immer mehrere Reife gegeben, auch habe ich schon zu Erreichung meiner Absicht gearbeitet. Hört meinen Plan.

Aber — fiel einer der ehrwürdigsten aus der Versammlung ein — sagt an, Herr Ritter, wie können wir wenige Gerhards großer

Macht mit Hofnung des Sieges uns entgegen stellen?

In offener Fehde nicht — antwortete Niels — aber durch List zu siegen sind wir mehr als zu stark.

Und ziemt es tapfern Rittersleuten sich zur List zu erniedrigen? — fragte jener.

Mit Gunst Herr Ritter — rechtfertigte sich Niels — Ihr seyd zur Unzeit gewissenhaft. Wenn man nach einem edlen Zwecke ringt, so liegt wenig an den Mitteln, deren man sich zu Erreichung desselben bedient. Ritterpflicht gebeut: den Bedrängten und Unterdrückten zu helfen, ist dies nun durch gerade und offene Handlungen nicht möglich, so wird es niemand tadeln können, wenn man List anwendet. Laßt hören, theure Waffengenossen, was Ihr dazu sagt!

Wir sind Eurer Meinung, Ritter Niels — rief Einer nach dem Andern, nur der ehrwürdige Greis, der unter der Versammlung leichtlich ein Schisma hätte veranlassen können, schwieg und schüttelte bedenklich die weissen Locken seines Hauptes.

Wir wollen Eurem Gewissen keinen Zwang anthun, Herr Ritter — wendete sich Niels zu ihm — Ihr seyd Eures Eides entlassen, wenn Ihr uns dagegen den Eid unverbrüchlicher Verschwiegenheit leistet.

Den schwöre ich auf mein Schwerdt — sprach der Greis — Jeder Blutstropfen werde eine Quelle von Martern für mich, meine Zunge erlahme, wenn sie ein Wort von Eurem Vorhaben entdeckt. Dafür aber bitte ich, daß diese Verschiedenheit der Meinungen keine Gelegenheit zum Bruche unsrer alten Freundschaft gebe.

Auf Ehre und Rittertreue — versetzte Niels — das soll sie nicht! Aber nun, Herr Ritter, seyd so gut und verlaßt uns, damit wir zur Ausführung unsers Unternehmens fortschreiten. Ist noch Jemand unter Euch, Ihr Herren, der mit dem Ritter Klaus gleich denkt, der leiste gleichen Eid wie er und gehe mit ihm.

Er gieng nun zu jedem ins besondere, keiner aber wollte den Ritter Klaus begleiten, der den andern hierauf Lebewohl sagte.

Euren Plan, Ritter Niels! — rief die Versammlung, so bald Klaus sie verlassen hatte — Eilt, ihn Euren Gefährten mitzutheilen!

So hört — erfüllte Niels ihr Begehren — Ich habe nicht nur das Haus, das der Verräther Gerhard in Randers bewohnt, sondern auch einen Weg ausgekundschaftet, uns unbemerkt in die Feste und in Gerhards Schlafkammer zu schleichen. Er führt über eine Brücke, wo acht Tage vor Okuli etliche Mitwisser meines Plans,

die ich unter Gerhards Leuten gefunden habe, Wacht halten werden. Im Hineingehen ziehen wir die Nägel aus den Brettern der Brücke, damit unsre Flucht erleichtert wird, wenn wir Gerhards verrätherische Seele dem Fürsten der Finsterniß zugeschickt haben. Niemand kann uns verfolgen, wenn wir hinter uns die Bretter der Brücke abwerfen.

Glück zu, Retter des Vaterlandes — brach die Bewunderung einiger laut aus — Ihr habt Euren Plan vortreflich angelegt.

Ja, Brüder, er wird uns gelingen — nahm Niels das Wort wieder — Aber laßt doch sehen, wie viel unsrer sind — er zählte — Acht und sechzig. O genug, ein ganzes Heer feiler Miethlinge zu besiegen! Doch wir haben nicht nöthig, unser edles Blut im Kampfe mit diesem Auswurf der Menschheit zu verspritzen; denn ohne von uns gejagt zu werden, werden die Räuber fliehen, so bald sie sich ihres Anführers beraubt sehen.

Jetzt, edle Ritter, kommt mit auf meine Burg nach Nörrewies, wo heut der Bischof Sueno von Aarhus Nachtlager hält. Von Gerhards Mordbrennen aus seinem Sprengel vertrieben, flieht er nach Deutschland, bey dem Kaiser Hülfe zu suchen und den edlen Prinzen Waldemar um Rettung seines seufzenden Vater-

landes zu beschwören. Laßt uns in Sueno's Gegenwart unsern Bund noch einmahl beschwören und dann, zum Siegel seiner Festigkeit, von des Bischofs Händen das Nachtmahl nehmen. Der fromme Mann wird uns segnen und durch sein Gebet Gottes Segen zu unserm Unternehmen erflehen.

Niels Vorschlag wurde sogleich angenommen und ausgeführt. Der Bischof entflammte ihre Rache noch mehr, gab ihnen das Nachtmahl und seinen apostolischen Segen, und drey Tage nachher machten sich die Verschwornen bey nächtlicher Weile nach Randers auf.

Alles gieng erwünscht, die Elemente selbst schienen sich mit ihnen vereinigt zu haben, die dickste Finsterniß verbarg sie dem Auge, das Toben eines fürchterlichen Sturms, mit Regengüssen vermischt, dem Ohr. Niels stellte Posten aus, er selbst stahl sich mit zwölfen seiner Begleiter in Gerhards Schlafzimmer, das seine mitverschwornen Diener offen gelassen hatten. Ein Schlag von Niels Streithammer zerschmetterte Gerhards Haupt und ließ ihn kaum noch so viel Kraft, seine Seele mit einem Schrei auszustossen. Dieser rief Gerhards Kaplan und seinen Kämmerling Vittinghof herbey, die aber nur kamen, um gleiches Schicksal mit ihrem Herren zu haben. Sie wurden ihm nachgeschickt,

worauf die Verbündeten flohen und glücklich entkamen.

Als mit anbrechendem Morgen, zur Zeit wo sonst Graf Gerhard gewöhnlich schon unter seinen Völkern erschien, sich statt dessen die Nachricht von seiner Ermordung verbreitete, bemächtigte sich seines Heers Furcht und Entsetzen. Ein Theil der Miethlinge stob aus einander, indes ein anderer sich aufmachte, Gerhards Söhnen die Schreckenspost zu hinterbringen. Nur wenig Getreue blieben zurück, den Leichnam zu bewachen. Den Eindruck, den die Nachricht von Gerhards Ermordung auf seine Hinterlassenen machte, will ich nicht zu schildern versuchen.

Indessen Elisabeth mit ihrer kleinen Tochter und Ingeburg den Tod des Grafen beweinten, nahmen seine Söhne sich vor, ihn zu rächen und sich zugleich seine Besitzungen zu erhalten. Heinrich breitete sich mit seinem Heere noch weiter aus, und Klaus suchte seines Vaters Mörder auf. Er erhielt Nachricht, daß Ebbeson sich mit vielem Volke in die Festung Skanderburg geworfen hatte, und eilte sie zu belagern. Die Einnahme kostete zwey tausend Dänen das Leben, aber umsonst versuchte Niels mit den Waffen in der Hand zu sterben, er fiel lebendig in Klau-

sens Hände, um für seinen Mord mit dem Tode auf dem Rade zu büssen.

Die beiden Grafen machten endlich mit dem neuen König Waldemar, Friede, dessen Artikel außer unserm Plane liegen, doch gab es auch noch fernerhin zwischen den Dänen und Hollsteinern oft und mancherley Fehden, die Heinrichen zuweilen aus den Armen seiner geliebten Gemahlin in das Schlachtfeld riefen. Diese Streitigkeiten und ein nachher folgender Krieg mit den Städten Hamburg und Lübeck, verhinderten die Ausführung eines Vorsatzes, den Heinrich noch vor seines Vaters Tode gefaßt hatte. Ehe wir ihn unsern Lesern bekannt machen, glauben wir, vorher eine kleine Abschweifung von Heinrichs Geschichte machen zu müssen.

König Eduard der Dritte von England hatte bald nach dem Antritt seiner Regierung die Aufmerksamkeit der ganzen Christenheit auf sich gezogen. Man erstaunte über die Ansprüche, die dieser sechzehnjährige König an Frankreich machte, noch mehr über seinen Entschluß, sie mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. So wenig man auch die Gerechtigkeit der erstern anerkennen konnte, da sie den französi-

schen

schen Gesetzen und Herkommen gerade entgegen liefen: so wenig konnte man dennoch den letztern blos für einen Einfall eines tollkühnen Jünglings halten, da die Mittel deren sich Eduard bediente, das Ruder der Regierung seiner Mutter und ihrem Lieblinge Mortimer aus den Händen zu winden, sattsam bewiesen, daß Eduards Entschlüsse und Handlungen von einem kühlen, männlichen Verstande geleitet wurden. Die Proben der Tapferkeit, die er in Schottland ablegte, erwarben ihm noch mehrere Achtung.

Wie dies verschiedene Fürsten, die über Frankreichs Größe neidisch oder mit dessen König, Philipp von Valois unzufrieden waren, anreizte, sich mit Eduard zu verbinden, gehört so wenig in unsre Geschichte, als die Vorfälle während Eduards erstem Feldzuge in Frankreich, wo er im Jahr 1339 landete.

Als die Nachricht von Eduards Vorsatze: dahin zu gehen; zu Heinrichs Ohren kam, ward der Wunsch in ihm rege: Eduarden begleiten zu können. Nur die Bitten seiner geliebten Ingeburg und mehr noch als diese, die Hinsicht auf die Revolution, die damahls wider Gerharden auszubrechen drohte, konnten ihn von der Ausführung desselben abhalten. Späterhin verhinderten sie die vorhin erwähnten Händel in sei-

nem eignem Lande. Als aber diese beygelegt waren, forschte er sorgfältig: ob Eduard nicht gesonnen wäre, bald einen neuen Zug gen Frankreich zu unternehmen.

Zu seiner großen Freude erfuhr er, daß Eduard sich im geheim rüstete und häufige Turniere hielt, theils um seine Lehnesträger und Rittersleute zu üben, theils auch um durch den Glanz dieser kriegerischen Spiele fremde Ritter in sein Land zu locken. Ganze Schaaren fremder Ritter strömten nach England, jeder wurde mit Hochachtung gegen Eduarden erfüllt und bot ihm seine Dienste an.

Die Engländer und Franzosen waren damahls das wirklich, was die letztern sich dünken, noch immer zu seyn: kultivirter als die Deutschen. In felsenfester Treue, Heldenmuth, Tapferkeit, Geduld und Abhärtung standen sie diesen zwar im allgemeinen nach, übertrafen sie aber dagegen an Kenntnissen, Politur, und in der Galanterie. Die Begierde, mit dem englischen Ritterwesen sich mehr vertraut zu machen, brachte in Heinrichen den Einfall hervor: auch nach England zu gehen; dessen Ausführung aber Liebe gegen seine Gemahlin und ihre Bitten verhinderten.

Zwar wird mir jede Trennung von Euch schmerzhaft seyn — sprach Ingeburg öfters zu

ihm — doch soll meine Zärtlichkeit der Vermehrung Eures Ruhms keinen Eintrag thun. Mein frommes Gebet soll Euch begleiten wenn Ihr auszieht um nach ernstem blutigem Kampfe mit frischen Lorbeeren Euren Scheitel zu bekränzen, aber bey den Engländern in die Schule zu gehen, gewis, mein theurer Gemahl, das habt Ihr nicht nöthig. Ich bitte Euch, scheidet nicht ohne Noth von Eurem Weibe!

Sobald aber das Gerücht Heinrichen kund machte, daß Eduard bald nach Frankreich aufbrechen würde, da war nichts vermögend ihn länger in seinem Lande zurück zu halten. Er übergab die Regierung und die Sorge für seine Gattin und Kinder seinem Bruder Klaus, und machte sich mit einigen Rittern und einer namhaften Anzahl geübter Bogenschützen auf, dem großen Eduard seine Dienste anzubieten.

Heinrich hatte sich eben aus Ingeburgs Armen los gewunden, die ihm noch ein Lebewohl nachrief und sich eine Thräne aus dem Auge wischte, als Ingeburg nicht weit von sich eine Stimme hörte:

Betrübt Euch nicht, Frau Gräfin! Freut Euch lieber im voraus des Ruhms, mit welchem

Euer Herr und Gemahl von seinem Zuge wiederkehren wird.

Die Gräfin sah um sich und wurde eines Weibes gewahr, dessen Gestalt sie schon gesehen zu haben glaubte, ob sie gleich nicht wuste wann und wo.

Kennt Ihr mich nicht mehr, Frau Gräfin, fuhr das Weib fort, das kann freilich leicht seyn, denn seit wir uns sahen haben wir uns beyde gar sehr verändert. Ihr seyd aus einem jungen feinen Fräulein eine schöne mächtige Gräfin geworden und ich ein alterndes Weib. Nun so wisset dann: ich bin Brigitte Brahe und komme jetzt, mein Euch gegebenes Versprechen zu erfüllen. Ich bitte Euch, trocknet die Thränen vollends auf, die noch in Euren Augen glänzen. Es ziemet keiner deutschen Frau zu weinen, wenn ihr Gemahl der Ehre entgegen geht.

Unsere Leser werden sich hoffentlich Brigittens so wohl wieder entsinnen, als Ingeburg. Jetzt setzte sie ihr Anblick nicht mehr in Schrecken, im Gegentheil freute sie sich darob. Die Erfüllung ihrer Weissagungen hatte ihr Achtung und Liebe für sie eingeflößt. Diese, vielleicht auch die Hofnung: durch Vermittelung der Seherin neue Blicke hinter den Vorhang zu thun, der gewöhnlichen Menschen die Zukunft verhüllt,

machten, daß sie mit holdseliger Freundlichkeit zu ihr sprach:

Seyd mir tausendmahl gegrüßt, heilige Frau, auf der Burg meines Herrn! Heut, bitte ich Euch, verlaßt mich nicht so bald, als da ich Euch zum ersten mahle sah. Kommt mit mir in mein Gemach, daß ich mit Euch kose und Euch danke und labe. Ihr werdet müde seyn.

Das bin ich — erwiederte Brigitte — und deshalb nehme ich Eure Einladung an. Nennt mich aber nicht wieder: heilige Frau! denn ich bin eine arme Sünderin, wie Ihr und alle Töchter Evens.

Ingeburg geleitete Frau Brigitten in ihr Gemach, ließ ein Frühstück auftragen, kredenzte ihr den Wein selbst und bot ihr zum Imbis köstliches Gebacknes dar. Jenen nahm die heilige Frau, dies aber verweigerte sie und bat um ein Stückchen Brodt.

Ich kann die Speisen nicht vertragen — sprach sie — zu deren Bereitung alle drey Welttheile Ingredienzen hergeben müssen. Ueberhaupt, meine ich, wäre es ganz gut, wenn die Züge nach dem heiligen Lande unser deutsches Volk nicht mit den Leckereien der weichlichen Morgenländer bekannt gemacht hätten. Unsre Völker werden sonst so weichlich werden als sie, werden die heiligen Oerter in Palästina bald wieder

den Ungläubigen überlassen müssen und, Frau Gräfin, ich fürchte die Kreutzfahrer werden nicht lange mehr festen Fuß im gelobten Lande behalten. Doch was geht uns das gelobte Land an! Ich wollte Euch ja nur bitten, daß Ihr wenn Ihr mir einen Mittagsimbis geben wollt, mir einen Wasserbrey kochen und zwey Eier weich sieden lassen solltet.

Ihr scheint sehr mässig zu leben, gute Frau — entgegnete ihr Ingeburg.

Ja wohl scheint's nur so — wandte Frau Brigitte ein — uns dünkt das mässige und einfache Kost, was vor Alters den Menschen Leckerbissen gewesen wäre. Der heilige Johannes Baptista, wißt Ihr wohl, as Heuschrecken, die er in wildes Honig tunkte. Aber mit Gunst, Frau Gräfin, ich muß meine Schuhe ausziehen. Ey seht doch hier, wie ich mich wund gegangen habe!

Ingeburg sah mitleidig hin, holte dann ein Waschfaß, kniete vor Brigitten hin, wusch ihre Füsse und salbte sie dann. Die Seherin ließ es sich ohne Einrede gefallen und drückte ihr Wohlbehagen durch ein Lächeln aus. Als Ingeburg aufstand, sprach jene:

Ich danke Euch milde Frau, und will Euch hier zum Lohn für Eure Güte ein Geschenk machen, das Euch gewis lieb seyn wird. Mir ist

nicht unbekannt, daß Ihr Kranke und Verwundete die bey Euch Heilung suchen, pflegt und heilt, drum nehmet hier dies Büchschen mit Balsam. Jede Wunde durch Hieb und Stich heilt, wenn Ihr nur einige Tropfen davon hineingießt.

Ingeburg dankte und Brigitte, die überhaupt, wie jedes alte Weib, ziemlich redselig war, sprach noch gar viel und mancherley, mit dessen Wiedererzählung wir unsre Leser nicht behelligen wollen; aber von dem was die Gräfin so sehnlich zu hören wünschte, sagte sie nichts. Begierig sah diese ihre Gesellschafterin an, so oft sie eine Rede geendet hatte, um eine neue zu beginnen, und hoffte, sie würde doch einmahl auf die Materie kommen, die allein ihr interessant war, immer aber hoffte sie vergeblich. Acht Stunden hatte schon die Fluth der Beredsamkeit der Alten geströmt, als die Gräfin ihre, wirklich sehr verzeihliche Neugier die sie bisher im Zügel gehalten hatte, nicht länger bergen konnte. Eben wollte sie sich mit einer Frage nach ihrem geliebten Gemahl an die Sibille wenden, doch diese ließ sie nicht zum Worte kommen.

Nicht wahr — hob sie an — Ihr seyd nun bald des geschwätzigen Weibes müde? Zur Belohnung für Eure Geduld bis jetzt will ich Euch nun auch von Eurem Gemahl Nachricht

geben. Er wird in Frankreich mit mancherley Gefahren zu kämpfen haben, allen aber glücklich entgehen, und die Fallen die seine Waffengenossen aus Neid, einige Weiber aus Rache ihm stellen werden, werden nur dazu dienen, seinen Namen noch herrlicher zu machen, Löwen werden ihm gehorchen und seine Füsse lecken. Ganz genau kann ich Euch die Zeit nicht bestimmen, wenn er zurückkehren wird, doch wird der Mond bis dahin schwerlich öfter als achtzehn oder zwanzigmahl voll werden. Ehe Ihr ihn noch gesund und ohne Wunden wieder in Eure Armen schliest, wird Euch der Ruf schon den ehrenvollen Beinamen genannt haben, den er sich durch seine Tapferkeit erworben hat.

Nun fürwahr, Frau Brigitte — sprach die Gräfin — Ihr verhelft mir zu einer glänzenden Aussicht in die Zukunft. Ich danke Euch für den schönen Trost, den Ihr in mein Herz gießt.

Dankt nicht Frau Gräfin — fuhr die Alte fort — wist aber, daß ich für Euch noch mehr frohe Nachrichten habe. Allein habt doch auch die Gnade und zeigt mir Euer ältestes Herrlein.

Ingeburg ließ ihren Bubenzuchtmeister — so hiessen damahls Hofmeister und Prinzenerzie-

her — mit Junker Gerharden zu sich entbieten:

Frau Brigitte sah den jungen Graf aufmerksam an und sprach dann:

Nun habe ich den künftigen Herzog von Schleswig gesehen. Lebt wohl, edle Gräfin! Gott segne Euch und diesen kleinen Herzog und Euer ganzes Haus. Euch werde ich wohl nicht wiedersehen, aber Euern Gemahl, der mir dereinst, in meinem eigenen Hause Heil bieten wird.

Ingeburg bat die Seherin bey ihr zu übernachten, weil die Dämmerung schon anbrach, ihre Bitten waren aber nicht vermögend, sie zurück zu halten. Sie eilte davon und verlies die Gräfin getröstet und frölich über die Blicke in die schöne Zukunft.

Heinrich kam glücklich in London an, wo durch deutsche und dänische Ritter, die den von Eduard angestellten Ritterspielen beigewohnt hatten, der Ruf von seiner Tapferkeit schon zu allgemein verbreitet worden war, um nicht von Eduarden, dem Prinzen von Wallis und allen Lehnsleuten, Bannherrn und Rittern, die sich zu Eduards Heere versammelt hatten, mit Auszeichnung aufgenommen zu werden; Eine Auf-

nahme, zu welcher vielleicht der Name von seinem großem Vater auch das Seinige beitrug. Die kriegerischen Spiele dauerten noch fort, um die versammelten Krieger zu üben, und gaben unserm Heinrich Gelegenheit, zu beweisen, daß das Gerücht nicht zu vortheilhaft von ihm gesprochen habe. Beinah in jedem Rennen und Lanzenstechen, und was für Namen die kriegerischen Spiele unsrer Urväter sonst noch haben, erwarb er einen Dank.

Hierdurch mehrte sich die Achtung Eduards, seines edlen Prinzen und aller Damen, von deren schönen Lippen Heinrich bey Austheilung der Dänke manchen süssen Kus erbeutete, mit jedem Tage. Auch viele Banner und Ritter wurden seine Freunde, doch machte Neid auch mehrere zu seinen Feinden, bey denen der englische Ritterstolz sich empörte, von einem Deutschen sich übertroffen oder gar überwunden zu sehn. Unter den letztern befand sich Heinrich Graf von Lancaster, den Graf Heinrich von Hollstein zweimahl aus den Sattel gehoben, im Fußkampf zweimahl zu Boden gestürzt hatte.

Heinrich von Hollstein that, wie Ritterpflicht ihm gebot, Heinrich von Lancaster aber handelte ihr zuwider. So großmüthig auch jener den Ueberwundenen behandelte; nicht seiner Geschicklichkeit, sondern blos dem Glücke es zu-

schrieb, daß er ihn überwand, ihn immer damit tröstete, daß der Kampf eines andern Tages ihn zum Sieger machen würde: so wenig konnte doch dies alles verhindern, daß nicht in Graf Lancasters Herzen Grimm und Rachgier gegen Heinrich entbrannte. Viermahl von ihm überwunden geworden zu seyn, wäre dem stolzen Grafen dazu schon Grund genug gewesen; noch mehr aber wurden die Regungen, die in ihm tobten, durch die Beweise entbrannt, die beyde Eduarde dem Lancastern so verhaßten Heinrich von ihrer wachsenden Gunst und Achtung gaben, denn der ehrsüchtige Lord, dessen Absicht war, des Königs Liebling zu werden, neidete jeden Andern um einen gnädigen Blick von ihm, die Eduard doch so gern wahrer Größe und Würde zollte.

Erzählung von den Turnieren, die noch an dem englischen Hofe gehalten und wie und an wen die Dänke ausgetheilt wurden, würde unsern Lesern wenig Unterhaltung gewähren, ob schon manche unter ihnen nach den Küssen schöner Damen, die die letztern begleiteten, lüstern seyn dürften. Verdienstlicher und nöthiger dünkt es uns, ihnen eine Gallerie von Menschen aufzustellen, die sie bald näher werden kennen lernen.

Eduard der Dritte war unstreitig einer der vortreflichsten und würdigsten Könige, die je auf dem englischen Throne gesessen haben. Tapfer, staatsklug und edel erwarb er sich Ruhm im Kriege und Frieden; bey seinen Unterthanen und bey Fremden, so gar bey seinen Feinden. Er übte Recht und Gerechtigkeit, und wuste Verdienste bey Hohen und Niedern zu schätzen und zu belohnen. Dagegen war er, wie alle tapfre und staatskluge Fürsten jedes Zeitalters, ziemlich Eroberungs = und Ländersüchtig. Er bekriegte den jungen König von Schottland, David Bruce, den Verlobten seiner Schwester, aus keiner andern Ursache, als weil er Lust hatte die Oberherrschaft über Schottland wieder zu erringen; und Eroberungssucht war es ebenfalls die ihn zu Ansprüchen auf die französische Krone verleitete, von deren Unrechtmässigkeit er wahrscheinlich selbst überzeugt seyn muste. Wir verbinden mit dieser kurzen Schilderung Eduards zugleich den Schattenris seiner Gemahlin.

Philippe, Gräfin von Hennegau, war dem englischen Thronfolger von seiner Mutter Isabelle aus Staatsursachen verlobt worden. Ob gleich diese Vermählung nur eine Staatsoperation war, so liebte doch Eduard seine Gemahlin zärtlich; und wirklich war auch Philippe seiner Liebe werth. Schönheit, hoher Verstand

und ein Heldenmuth, dessen kein Mann sich schämen durfte, machten sie würdig die Gemahlin des großen Eduards zu seyn, dem sie seine Zärtlichkeit, durch gleiche Gefühle vergalt.

Eduard, Prinz von Wallis, der von der Farbe seiner Rüstung den Namen: der schwarze Prinz; erhielt, war das Ebenbild seines grossen Vaters und übertraf ihn noch an Bescheidenheit und Milde, Mässigung und Großmuth gegen seine überwundenen Feinde.

Die Gräfin von Salisbury befand sich als erstes Hoffräulein beinahe seit einem Jahre in den Diensten der Königin Philippe. Bis zu ihrer Ankunft war Eduard seiner Gemahlin unerschüttert treu gewesen, jetzt aber begannen die Feuerblicke aus den schönen Augen der Gräfin von Salisbury des Monarchen eisenfeste Treue zu schmelzen. Sie war blos an den Hof gegangen, um Eduards Eroberung zu machen, und besas Verstand und Feinheit genug, ihre Pläne so anzulegen, daß sie gewisse Erreichung ihrer Absicht hoffen konnte. Durch Verstellung erwarb sie sich Philippens Freundschaft und Eduards Achtung. Jene erhob sie zu ihrer Vertrauten und hatte schon lange aufgehört, sie als eine Dienerin zu behandeln und zu Eduards Sinnlichkeit, aufgeregt durch die Schönheit und den Liebreiz der Gräfin, gesellte sich bald eine Be-

wunderung, die sehr geneigt war, die schöne Salisbury nicht für ein gewöhnliches Weib, sondern für ein Wesen höherer Art zu halten.

Die schöne Gräfin wuste sich so geschickt in den Schleier erkünstelter Unschuld zu hüllen, daß man unter demselben gar nichts von der Buhlerey hervor blicken sah. Diese Hülle täuschte auch Eduarden. Was sonst den Erdengöttern gegen Geringere so leicht wird, ward ihm schwer und unmöglich. Ehrfurchtsvoller Schauder ergrif ihn, so oft er versuchte, die Erklärung seiner Liebe, die beständig auf seinen Lippen schwebte, so bald er einen Augenblick mit der Salisbury allein war, herabgleiten zu lassen.

Daß sie ihn liebte, sagten ihm ihre Blicke und zuweilen ein sanfter bedeutungsvoller Druck ihrer Sammthand; immer aber zweifelte er, daß eine Liebe, wie er sie anbieten konnte, ihrer Unschuld annehmlich scheinen würde. Auch da zweifelte er noch, als das Geständniß seiner Liebe, das er einmahl heraus zu stammeln Muth genug gehabt hatte, erröthend mit einem Gegengeständniß war belohnt worden, so wohlthuend auch übrigens diese Ueberzeugung für ihn war. Hätten nicht noch einige Funken von Treue gegen seine Gemahlin in Eduards Busen geglimmt, hätte nicht Staatsinteresse eine Trennung von ihr unklug genannt, wer weis, ob

Eduard nicht neben seinem Herze auch seine Hand und seinen Thron der Gräfin angeboten hätte. Ueberdies fachte sein Vertrauter in dieser Angelegenheit, der oben belobte Lancaster, die Hofnung in ihm an: den Besitz der Gräfin um einen wohlfeilern Preis zu erlangen.

Hat ein Weib erst — gab Lancaster etwas aus dem Schatze seiner Erfahrung heraus — ihre Liebe gestanden, dann ist sie auch nicht weit davon entfernt, den höchsten Sold derselben unter jeder Bedingung zu geben. Wir wollen weder für noch wider die Wahrheit dieser Lancasterischen Lehre entscheiden, sondern den Leser noch mit einem Fräulein bekannt machen, von dem uns aber die Geschichte den Geschlechtsnamen nicht aufbehalten hat.

Cöleste genos nach der Gräfin von Salisbury des mehresten Vertrauens der Königin, dessen sie auch würdiger war als jene. Sie war ihrer Gebieterin mit Leib und Seele ergeben, auch kam es ihr nicht in den Sinn, ihre Augen zu Eduarden zu erheben, ob sie gleich übrigens die Regeln jungfräulicher Zucht und Sittsamkeit nichts weniger als streng befolgte. Sie stand in Absicht der Treue gegen ihre Geliebten in keinem bessern Rufe, als weiland die Prinzessin Margane, an König Artus Hofe, hatte auch beinahe so viele Buhlen gehabt als diese, ob sie

schon noch nicht älter war, als vier und zwanzig Jahr. Außer ihrer Veränderlichkeit in der Liebe war Rachsucht ihr zweiter noch schlimmerer Fehler. Wer ihrer Schönheit kein Opfer brachte, den haßte sie; und wenn es ihr einfiel, ihre Liebe eiuem Manne zuzuwenden, und er hatte nicht Lust, dies Geschenk anzunehmen, so hatte er seinem Schicksale zu danken, wenn er nicht als Opfer ihrer Rache fiel.

Zu dem Gemählde des Grafen von Lancaster haben wir schon vorhin die Grundzüge geliefert. Wir gedenken es nicht auszumahlen und wollen diese Gallerie mit der Kopei eines geistlichen Herrn beschliessen.

Der Bischof von Durham, Thomas Hatfield, war ein wohlgenährter Prälat, dem die einträgliche Pfründe auf den feisten Wangen glühte. Er war eben kein Licht der Kirche, ersetzte aber, was ihm an Kenntnissen abgieng durch festen Glauben und Bigotterie. Ubrigens mochte er es gern hören, wenn man neben seinen geistlichen Kenntnissen auch seine ritterlichen rühmte, auf die er so wenig Ursach hatte, stolz zu seyn, als auf jene. Er machte es hier wie dort. Was er an Tapferkeit und andern Rittertugeuden zu wenig hatte, das hatte er an Galanterie zu viel, wenn sie schon nicht so rein

und

und liebenswürdig war, als die Gesetze des Ritterstandes gebieten.

Nur ein Tag war noch übrig bis zum Aufbruch des Heers, da wandte sich Philippe mit einer Bitte an ihren Gemahl, die sie absichtlich nicht eher hervorgebracht hatte, weil sie durch Ueberraschung ihre Erfüllung um so eher zu erreichen hoffte.

Erlaubt mir — redete sie ihn an — Euch nach Frankreich zu begleiten, damit ich Euch in's Schlachtfeld folgen, den Schweis Euch von der Stirn wischen oder — welches jedoch Gott verhüten möge — Eure rühmlichen Wunden verbinden kann. Ich will Euch nicht mit einem starken Gefolge von Weibern beschweren. Niemand als die Salisbury, Cöleste und vier oder sechs Frauen zur Aufwartung sollen mich begleiten. Nicht wahr, mein Herr und König, Ihr willigt ein?

Eduards Stirn zog sich in düstre Falten, als seine Gemahlin ihre Rede begann, die aber Heiterkeit verscheuchte, sobald Philippe den Namen Salisbury nannte, weil jetzt in seinem Herzen die Hofnung aufkeimte: wenn er die Bitte seiner Gemahlin erfüllte, vielleicht, indem er sich

mit Frankreichs Eroberung beschäftigte, zugleich auch die Eroberung der schönen Gräfin machen zu können. Philippe war arglos genug, Eduards wiederkehrende Heiterkeit den Aeußerungen ihrer zärtlichen Sorgfalt zuzurechnen, und Eduard nicht gesonnen, ihr diesen Wahn zu benehmen. Er schlos sie in seine Arme und sprach:

Dank Dir bestes Weib, für deine Sorgsamkeit! Ja ziehe mit mir und trockne mir den Schweis von der Stirn und das Blut aus den Wunden!

Philippe machte ihren Entschluß kund: mit zu Felde zu ziehen; und niemand war darüber freudiger, als die Gräfin von Salisbury und Edleste. Jene, weil sie nun in ihren Operationen gegen Eduarden nicht unterbrochen würde; diese weil sie nun nicht nöthig hatte, sich von Ralf, Baron von Stafford, zu trennen, der seit vierzehn Tage ihr beglückter Buhler war; eine noch zu kurze Zeit, um in derselben des stattlichen, rüstigen Ritters überdrüssig worden zu seyn.

Endlich gieng das muthvolle Heer zu Schiffe, um nach Guienne überzufahren. Einige mahl trieben es widrige Winde nach England zurück, wodurch in einigen abergläubischen Gemüthern die Furcht erwuchs: das dies auf

schlechtes Glück in ihrem Unternehmen deute. Doch wurde unter den Kriegern, die sich auf ihr Schwerdt und auf die Tapferkeit und Klugheit ihrer Anführer verliessen, nur wenige von dieser Ahndung gequält. Auf Anrathen Gottfrieds von Harcourt änderte Eduard seinen Plan, und gieng statt nach Guienne auf die Normandie los.

Hier schiffte er sein Volk glücklich aus und da er das Land beinahe ohne Vertheidiger fand, denn diese befanden sich bey König Philipps Heere, so fiel es ihm nicht schwer, sich desselben großentheils zu bemächtigen. Bey aller Vorsicht und allem guten Willen Eduards gieng freilich hierbey nicht alles so, wie er wünschte. Seine wilden Krieger sengten und brennten und drückten die armen Landesbewohner, so daß diese der Ankunft König Philipps mit seinem Heere sehnsuchtsvoll entgegen harrten, um bald von ihren Peinigern befreit zu werden.

Philipp rückte Eduarden mit einem Heer von hundert tausend Mann entgegen, womit er das englische Häuflein — so beliebte es seinem Stolze, das feindliche Heer, das freilich nicht den dritten Theil so stark war, zu nennen — mit einem Streiche aufreiben wollte. Eduard lief Gefahr, bey längerm Weilen von der fran-

zösischen Uebermacht eingeschlossen zu werden, daher er mit seinen Heerführern für das rathsamste hielt, sich zurück zu ziehen. Die Saone hielt ihn in seinem Rückzuge auf, denn der Uebergang über diesen Flus schien unmöglich, da Eduard alle Brücken entweder abgebrochen oder stark besetzt fand. Hinter ihm eilte Philipp herbey; vor ihm, am jenseitigen Ufer der Saone stand Godemar von Faye mit zwanzig tausend Streitern. Nicht lange blieb Eduard in dieser fürchterlichen Verlegenheit. Es wurde ihm ein Ort gezeigt, wo man den Strom durchwaden könnte, und entschlossen und frey von Furcht vor den gegenüberstehenden Feinden, sprang er, mit dem Schwerdt in der Hand in den Strom, seine Krieger ihm nach, griff Faye's Heer wüthend an und trieb es glücklich weit in die Ebene zurück.

Philipp erreichte die Saone, als Eduards Nachzug noch nicht lange am gegenseitigen Ufer war. Vorher aufgehalten durch das hindurchwadende Heer, strömte er jetzt mit mächtigerer Fluth daher, wodurch Philipp zurückgehalten wurde, seinem Gegner nachzufolgen. Der Bischof von Dorham verglich diesen Durchgang der Engländer durch die Saone mit dem der Kinder Israels durch das rothe Meer und beklagte nur, daß Philipp ihnen nicht nachgesetzt

hatte, um gleich dem Egypter König, Pharao, seinen Tod in den Fluthen zu finden. Er war sehr geneigt, zu einem durch sein Gebet vom Himmel herab geflehten Wunder zu erheben, was ein ganz natürlicher Zufall war.

Eduard hatte durch seine muthige Entschlossenheit den Franzosen einen mächtigen Vorsprung abgewonnen. Philipp, der mit reiferer Ueberlegung handelte, als weiland der Egypter König, gieng über die Brücke bey Abbeville. Die Zeit, die er durch diesen Umweg verlohr, wendete Eduard an, sein Heer ein wenig ausruhen zu lassen und es dann in Schlachtordnung zu stellen. Er nahm bey Cressy eine sehr vortheilhafte Stellung, schlug nachher außer seinem Sohne Eduard, viele Edle und Knappen zu Rittern, um den Muth zu entflammen, und erwartete den Angrif der Franzosen. Eduard hatte sein Heer in drey Linien gestellt, deren vorderste der schwarze Prinz und der Graf von Hollstein anführten.

Zwischen diesen beiden herrschte die innigste Freundschaft, die auch der Grund war, daß der Prinz seinen Vater bat: Heinrich ihm zum Gefährten zu geben. Eine Bitte die der König um so lieber erfüllte, da er sich mehr Sicherheit für seinen Sohn und mehr Gewisheit: die Schlacht zu gewinnen, versprach, wenn er dem jungen Prinzen einen so tapfern Krieger

und erfahrnen Heerführer zur Seite gäbe, als Graf Heinrich von Hollstein war.

Eine auffliegende Staubwolke verkündete jetzt de f an öschen Heeres Annäherung. Vereinigt mit Godemar von Faye sah sich Philipp nun Anführer von hundert und zwanzig tausend Kriegern, dennoch war diese Menge nicht fähig, nur einen einzigen englischen Streiter mit Fu cht zu schrecken. Daß ihre Arme ermatten möchten, ehe es ihnen möglich wäre, die unzähligen Feinde zu tödten, das war ihre einzige Sorge.

Brennende Begierde, Eduarden mit seinem Häuflein zu vernichten, hatte Philippen zu allzugroßer Eile verleitet. Verwirrt und ermüdet fand er sein Volk, als er es zum Angrif ordnete. Vier Könige waren unter seinem Heere, die Könige von Navarra und von Majorka und, die grösten Zierden desselben, der alte tapfre König Johann von Böhmen und sein Sohn, der römische König Karl der Vierte. Mit diesen erfahrnen Kriegern pflog Philipp Raths ehe er sein Heer in Schlachtordnung stellte und fand ih e Anschläge so vortreflich, daß er sie ihnen gemäs einrichtete; aber der Graf von Alançon, des Königs Bruder, der die zweite Linie befehligte ward entrüstet, daß man seiner Angabe nicht gefolgt war. Gebieterisch befahl er den Schleuderschützen: den Posten zu verlassen, den

Karl mit weiser Wahl ihnen angewiesen hatte. Diese musten zwar gehorchen, aus Aergerniß aber über den ungeschickten Reformator unterliessen sie ihre Schleudern wider einen Regen zu schützen, der jetzt eben einigen Wetterwolken entstürzte.

Auch Karl und sein Vater ergrimmte. Den Fehler des meisternden Grafen zu verbessern, war es zu spät, die Schlacht begann und erlaubte den deutschen Königen nur die Hofnung: durch Heldenmuth und weise Befehle wieder gut zu machen, was der eifersüchtige Graf verdorben hatte. Die Schlachttrommete erscholl, tausenderley Feldgeschrey tönte in mancherley Sprachen himmelan, und zum erstenmahle spieen eherne Schlünde Flammen und Tod den Schlachtopfern fürstlicher Zwiste entgegen.

Kanonen waren damahls noch eine ganz neue Erfindung, deren man sich noch in keiner Feldschlacht bedient hatte. Eduard stellte einige an die Spitze seines ersten Treffens, die Tod und Schrecken unter die Franzosen donnerten. Die durch diese Mordschlünde niedergeschmetterten Reihen seiner Krieger liessen es Philippen zu spät bereuen, daß er: das englische Heer zu ereilen; seine Kanonen zurück gelassen hatte. Die Franzosen fluchten dem Mönche Roger Bacon; die Böhmen dem Mönche Berthold Schwarz,

den Erfindern des Schießpulvers. Die erstern fiengen an zu zagen, aber die Böhmen zagten nicht, am wenigsten Johann und Karl.

In Karls Busen brannte Begier, mit dem schwarzen Prinzen; in diesem mit Karln zu fechten. Karl erblickte den schwarzen Prinz, dieser erblickte Karln. Beyde trieben ihre Streitrosse an, ihre Getreuesten folgten ihnen, die beiden Helden erreichten sich und nun entstand ein wüthender Kampf. Schon schien Karl den Streichen von Eduards Schwerdte zu erliegen, die nicht der Arm eines sechzehnjährigen Jünglings, sondern ein Riesenarm zu führen schien, da ertönte das Feldgeschrey: von Prag; und eine Menge Ritter stürzten zu Karls Unterstützung herbey. Unter ihnen war einer, dessen Pferd einige andere an die ihrigen gekettet hatten. Es war König Johann.

Als Eduard durch seine Kanonen und mit seinen Bogenschützen bereits den grösten Theil des französischen Adels erlegt hatte, und die französischen Schleuderer sich ihrer Schleudern nicht mit Vortheil bedienen konnten, weil die Stricke naß worden waren, da entsank den Franzosen der Muth. Sie fiengen an zu fliehen und Johanns Zuruf: Schmach und Verderben den Flüchtlingen; war nur wenige zurückzuhalten vermögend. Seine Begleiter foderten ihn auf, sein

Leben seinem Volke zu erhalten und es nicht feigen Fremdlingen aufzuopfern; Johann aber antwortete ihnen:

Das soll, wills Gott! nicht geschehen, daß der König von Böhmen aus der Schlacht fliehen sollte, nein, diese Schande soll nicht über mein graues Haupt kommen! Ich will siegen oder sterben und befehle Euch darum, führt mich in das dickste Getümmel! Meinen Sohn aber sollt ihr vertheidigen und beschirmen, denn an seinem Leben ist mehr gelegen als an dem meinigen.

Die treuen Böhmen gehorchten klagend ihrem Könige nnd faßten wie er den Entschluß: zu siegen oder rühmlich zu sterben! Um das Leben des ehrwürdigen Greises, den Alter bereits blind gemacht hatte, einigermassen zu schützen, banden etliche sein Streitroß an die ihrigen fest und stürmten nun auf den schwarzen Prinzen und seinen Gefährten, Heinrich los.

Die Tapferkeit der Böhmen tödtete jetzt mehrere Engländer, als das ganze französische Heer, Prinz Eduard selbst kam in das größte Gedränge. Ein Eilbote flog zu seinem Vater, der an der Spitze des dritten Treffens stand, um dahin zu gehen, wo seine Hülfe nöthig seyn würde.

Hülfe dem edlen Prinzen von Wallis, damit er nicht der Wuth der Böhmen erliege — schrie der Bote Eduarden zu —:

Ist mein Sohn todt oder gefährlich verwundet? — fragte dieser —

Gottlob noch nicht! — erwiederte jener — aber in großer Gefahr.

Aus der — antwortete Eduard — wird ihn seine, Graf Heinrichs von Hollstein und Euer aller Tapferkeit retten. Ich will, daß der Ruhm des Sieges dem Prinzen allein gehöre, auch ist es billig, daß der junge Mensch seine Sporen verdient.

Eduard versprach sich von seinem Sohne Eduard und von Heinrichen nicht zu viel, ihre Tapferkeit siegte. Karln war schon ein Pferd unter dem Leibe erlegt worden, jetzt fiel das zweite und nun setzte Karl den Kampf zu Fuße fort. Unter seiner Rüstung quoll Blut hervor, seine Kräfte schwanden, aber sein Muth nicht. Mit Gewalt musten einige Ritter ihn hinweg reissen, um sein Leben zu retten, das er zu kühnlich wagte.

Noch unglücklicher war sein großer Vater. Alle die um und neben ihm für sein theures Leben kämpften, hatten das ihrige ihm geopfert. Todt oder sterbend lagen sie auf dem Schlachtfelde, an der Zahl vierzehn Bannerherren und

funfzig Ritter. Er allein war noch übrig, das Schwerdt entsank dem ermatteten Arme, und des Gesichts beraubt, wußte er nicht wohin er sich wenden sollte.

Philipp, feiger, treuloser Philipp — klagte er — habe ich das um dich verdient, daß du mich mit deinem verzagten Volke verläßest und Schmach über mein Greisenalter bringst!

Ihr irrt, Herr König — rief Heinrich ihm zu und faßte ihn beym Arme — Ihr habt den Ruhm vermehrt, dessen Ihr als Jüngling und als Mann bereits so viel erwarbt, denn an Eurem Muthe, in Euren Streichen erkannte man den Helden voll Kraft, nicht den Greis. Jetzt seyd Ihr mein Gefangener, der Gefangene Heinrichs von Hollstein, aber nicht durch mich selbst, sondern durch den Willen des Schicksals, das Euch das Licht Eurer Augen nahm; und nur, um Euch in König Eduards Zelt zu führen, daselbst Euch zu pflegen und in Euch den König und den Helden zu ehren.

Heinrich riß seine Feldbinde ab, eine Wunde Johanns damit zu verbinden, aus der seine Lebenskraft in Blutströmen stürzte.

Dank Euch, Herr Graf — sprach der König gerührt zu ihm — in Euch und Eurer Weise erkenne ich den biedern Deutschen.

Der Graf von Lancaster, der bey dem König Eduard in der dritten Linie stand, hatte in der ersten einige Leute gedungen, jeden Schritt Heinrichs zu belauschen. Sie, die nur allzugut wußten, wie sehr Lancaster ihn wegen der Ehre: einen König gefangen zu haben; beneiden würde, beschlossen, sie ihm zu rauben. Sie sprengten herbey und schrien: Tod dem Vater des Mannes, der unsern Prinzen schier gemordet hätte! Rache an ihm für das Blut, das Eduard verlohr!

Und ein Lanzenstreich streckte den König leblos zu Boden, ehe noch Heinrich die Worte: schont meines Gefangenen, des Königs von Böhmen, geendet hatte.

Unsinniger Barbar — schrie Heinrich und knirschte mit den Zähnen — warum verspritztest du ohne Noth solch edles Blut und kürztest das Thatenvolle Leben eines Greises.

Er öfnete Johanns Visier, zu sehen, ob noch Leben in ihm wäre, aber sein Mund hatte schon zum letztenmahle geathmet, sein Herz schlug nicht mehr. Heinrich ritt davon und sein Visier verbarg eine männliche Zähre des Schmerzes und Mitleids, die seine Wange hinabglitt.

Das Schlachtfeld war von Feinden leer, nur in weiter Ferne sah man noch hie und da

Flüchtige eilen; aber über dreissig tausend ihrer Leichname bedeckten es und unter diesen war ein König, elf Fürsten, vier Bischöfe, hundert Grafen und Baronen und zwölf hundert Ritter. Es war beynah kein edles Geschlecht in Frankreich, in das die Schlacht bey Cressy nicht Trauer brachte.

Jetzt erschien König Eduard und flog seinem Sohne, den Karl nur leicht verwundet hatte, in die Arme. Fahre fort, wackerer Sohn — sprach er und drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust — fahre fort auf dieser ehrenvollen Bahn zu wandeln, die Du heut betratest! Du hast heut bewiesen, daß du würdig bist mein Sohn zu seyn, würdig eine Krone zu tragen. Mein Wunsch ist erfüllt, Dein ist der Ruhm des Sieges!

Mein und dem Grafen von Hollstein — erwiederte der bescheidene Prinz.

Verzeiht, Herr Graf — wandte sich nun der König zu Heinrichen — verzeiht, daß väterliche Liebe früher sprach, als Dankbarkeit und Freundschaft und seid versichert, daß sie wenigstens in meinem Busen nicht lauter spricht, als diese Empfindungen. Ich weis, was ihr für mich und mein Volk thatet und erkenne dankvoll was ich Euch nicht belohnen kann.

Indessen der Graf von Lancaster das Gesicht wegwendete, um den Neid und die Wuth über den Ruhm den man Heinrichen ertheilte, zu verbergen, denn zu unverkennbar war beides darinn ausgedrückt, sprach Heinrich zum König Eduard, gegen den er sich ehrerbietig verbeugte:

Die Gnade, mit der Ihr zu hoch erhobt, was ich that, könnte mich fast stolz machen, gnädiger Herr und König! doch soll sie das nicht. Daß ich die Befehle der Treue, die ich Euch gelobte und der Ritterpflicht erfüllte, das war alles was ich that, und Erfüllung der Pflichten ist keines Dankes werth, denn in jedes Mannes Brust muß die Auffoderung dazu laut sprechen. Klagt aber mit mir, Herr König, daß mir ein Schatz geraubt wurde, den ich in Eure Hände liefern wollte.

Und dieser Schatz war? — fragte Eduard neugierig.

Der tapfere König von Böhmen — fuhr Heinrich fort — Er hatte sich mir zum Gefangenen ergeben, da kamen sechs Reisige gesprengt, deren einer ihn meuchelmörderisch umbrachte, ehe ich es durch meinen Zuruf wehren konnte.

Weh über den feigen Buben, der sein Mordgewehr in das Blut eines wehrlosen Greises tauchte — rief Eduard voll Grimm — Glaubt

Ihr, Herr Graf, den Mörder wieder zu erkennen, wenn Ihr ihn sähet? Ich wünschte es, damit ich ihn bestrafen könnte.

Sein und seiner Begleiter Schilde waren leer — antwortete Heinrich — vielleicht war der ehrwürdige Greis der erste Mann, den der Feige erlegte — die Farbe ihrer Feldbinden war von Staub und Regen unkenntlich worden und welches Auge vermag durch verschlossene Viesiere zu dringen!

O ich bitte Euch — sprach Eduard — geleitet mich dahin, wo König Johann fiel.

Heinrich erfüllte dies Begehren sogleich; Johann hatte seine Aufmerksamkeit zu sehr auf sich gezogen, um den Platz, wo er seine große Seele aushauchte, nicht bald wieder zu finden. Eduard ergrif die kalte Hand des Gefallenen und rief dann, indem er sich zu seinem Gefolge wendete.

Wahrlich der König von Böhmen hätte ein besseres Sterbebette verdient! Sein Blut schreit um Rache über Philipp und über seinen Mörder, aber ich will ihn rächen! Wollte Gott daß ich dem tapfern Greise die Achtung lebend hätte zeigen können, deren einziger Beweis nun ein ehrenvolles Begräbniß seyn kann.

Eduard gieng einige Schritte weiter und blieb bey einer Menge Leichname stehen, die hier

gehäuft lagen. Er blickte sie wehmuthsvoll an, wischte sich eine Zähre aus dem Auge und fragte dann den Grafen von Hollstein:

Wer sind diese Tapfern, die im Tode noch die Schwerdter fest halten, die sie im Leben so kraftvoll führten? Dies bezeugt die Menge der Unsern, die unter ihnen liegen. Seht, es sind mehr als ihrer!

Böhmische Edle — entgegnete dieser — die ihr Leben ihrem Könige opferten.

Und von denen des Grafen von Hollstein eiserner Arm allein zehen in den Staub streckte — fiel ein englischer Ritter ein.

Als ob er dies Lob nicht gehört hätte, fuhr Heinrich fort:

Sie schützten und beschirmten ihren König, wie es biedern Lehnsmännern ziemt. Der letzte muste fallen, ehe Johann verwundet werden konnte.

Wackere Männer — seufzte Eduard und wischte sich noch einmahl die Augen — ruhet sanft! Jetzt schon wird Euch Gott Eure Treue belohnen. O Philipp, Philipp, du verdientest es nicht, daß diese Edlen sich dir und deinem feigen Volke opferten! Nehmt — befahl er einigen Rittern — den Leichnam des Königs von Böhmen. Auch will ich, daß all diesen Männern,

nern die für sein Leben kämpften, ein ausgezeich- net rühmliches Begräbniß werde. Nun laßt uns hinweg eilen von diesem Schauplatz des Jammers und Gott danken, daß der Böhmen ein solch kleines Häuflein war. Sie hätten uns sonst den Sieg entrissen; denn seht wo ein Böh- me liegt, da liegen auch zwey oder drey Eng- länder. Nur hier nicht. Wer focht hier?

Der eiserne Heinrich von Hollstein — riefen hundert Stimmen.

Nehmt diese Kette, tapferer Mann! Nicht als Belohnung Eurer Thaten, denn dazu wäre sie zu gering, nein nur zum Andenken an den heissen Tag bey Cressy, der einer der merkwür- digsten und rühmlichsten Eures Lebens ist — sprach Eduard — nahm eine goldne Kette mit dem Bildnisse seiner Gemahlin vom Halse und hieng sie Heinrichen um den seinigen.

Auch einer der glücklichsten — erwiedert- te dieser Dank erfüllt.

Sie verliessen das Schlachtfeld. Der Graf von Lancaster Zähne knirschend der Graf von Hollstein, der von diesem Tage an der Ei- serne beygenannt wurde, mit vor Freuden hoch- klopfendem Herzen.

Der römische König Karl lag unterdessen in dem Kloster Riscampum an seinen Wunden danieder. Sobald er das unglückliche Schicksal seines Vaters erfuhr, sandte er Boten an König Eduard, und ließ ihn um die Auslieferung seines Leichnams bitten. Die Boten kehrten zurück.

Nun — fragte Karl — bringt ihr die traurigen Ueberreste meines Vaters?

Nein — erwiederte einer von ihnen — der Prinz von Wallis will selbst mit Euch sprechen. Er harrt vor dem Klosterthore und verlangt zu Euch geführt zu werden.

Führt ihn augenblicklich herein — befahl Karl, indem er von seinem Lager aufstand.

Der schwarze Prinz trat ein, Karl reichte ihm seine Rechte.

Willkommen, junger Held! rief er ihm zu und fuhr dann lächelnd fort: Wollt Ihr zu Eurem Triumphe auch den fügen, den Ueberwundenen von Angesicht zu sehen? Prinz, Ihr seyd noch ein Jüngling, aber ich schäme mich nicht, von Euch überwunden worden zu seyn.

Eduard. Das sey fern von mir, mich dünken zu lassen, ich hätte Euch überwunden; im Gegentheil würde es mein Schicksal gewesen seyn, von Euch überwunden zu werden, hätten Euch Eure Ritter nicht zu früh dem Kampfe

entrissen, denn mein Arm begann zu ermatten, als der Eurige noch voller Stärke um sich her schlug.

Karl. Kennte ich Euren Karakter nicht bereits durch das Gerücht, ich glaubte, Ihr spottetet meiner. Jetzt sehe ich selbst daß einer der tapfersten Männer auch der bescheidenste in Europa ist. Uebrigens last es uns nicht verdriessen, daß ich aus dem Kampfe gerissen wurde, denn sonst hätten wir gewis nicht geendet, bevor nicht einer von uns gefallen wäre und unser Leben, denke ich, kann der Welt mehr frommen, als unser Tod, und wäre er noch rühmlicher gewesen.

Eduard. Und ich, Herr König, bin dieser Meinung um so mehr, da ich noch nicht, gleich Euch, mich rühmen kann, der Welt bereits genutzt zu haben, wie ich doch so sehnlich wünsche.

Karl. O Prinz, thätet Ihr weiter nichts, als was Ihr gestern thatet, Ihr hättet mehr gethan als mancher siebenzigjährige Monarch.

Eduard. Ich bitte Euch, spannt die Bescheidenheit, die Ihr so gütig seyd mir zuzugestehen, nicht auf die Folter.

Karl. So müssen wir von etwas anderm sprechen. Wird Euer Vater meine Bitte: um meines Vaters Leichnam erfüllen?

Eduard. Er hat mir befohlen, eine andre Bitte vor Euch zu bringen. Er wünscht von Euch die Erlaubniß zu erhalten, den Leichnam Eures Vaters selbst zur Ruhe bestatten lassen zu dürfen, um diesen wenigstens einen Theil der Achtung zu zollen, die dem großen König Johann selbst zu geben, des Schicksals Wille ihm versagte.

Karl. — Eduards Hand mit Ausdruck drückend — O Prinz! es thut einem Sohne wohl, wenn Fremde und so gar Feinde die Verdienste seines Vaters schätzen.

Eduard. Ihr irrt, Herr König! Der König mein Vater und ich waren weder Eure noch Eures königlichen Vaters Feinde, wenn wir schon genöthigt waren, wider Euch zu fechten. Ich denke nicht, daß Ihr es weibisch findet, wenn über des Kriegers Wangen Männern würdige Thränen rollen und gestehe Euch daher, daß in meines Vaters und meine Augen Thränen stiegen, hervorgepreßt durch Mitleid und ehrfurchtsvolle Achtung, als wir auf dem Wahlplatze den König von Böhmen fanden.

Karl. Prinz, er war der Thränen werth! Aber meynt Ihr wohl, daß auch Philipp geweint haben wird?

Eduard. O ja, vielleicht über die verlohrne Schlacht. Aber Thränen, wie Weiber sie weinen, wenn Hofnung vor allen andern zu glänzen, sie zu einer Lustbarkeit führt und dann, wenn Eine, von der sie es nicht glaubten, ihnen diesen Triumpf raubt, ihre Eitelkeit sich in Thränen ergiest.

Karl. Ihr scheint nicht gegen jeden Eurer Gegner gleich bescheiden zu seyn. Verzeiht mir den Vorwurf. Die Verschiedenheit Eures Betragens gegen mich und gegen den König von Frankreich brachte mich darauf.

Eduard. Fürwahr diese war geringer, als die Verschiedenheit unter dem römischen Könige und dem anmaslichen Könige von Frankreich. Philipp ist Euer Bundesverwandter, aber verzeiht, wenn ich Euch sonder Zurückhaltung säge, daß ich einen Mann, der stolz in Worten und feig in Handlungen ist, von ganzem Herzen verachte.

Karl. Parteilichkeit verleitet Euch, Philippen Unrecht zu thun.

Eduard. Im Gegentheil hoffe ich, daß mein Urtheil Probe hält auf dem Prüfsteine kalter Vernunft. Past wohl das, was Philipp heut

that, mit den Worten, die er einst mit Stolz und starr machender Kälte meinen Vater sagen ließ: es zieme einem Vasallen nicht, seinen Lehnsherrn zum Zweikampfe zu fodern. Wohl ziemt eine solche Foderung einem Könige an einen andern, und eines Grafen Sohn hätte es sich sollen zur Ehre rechnen, von eines Königs Sohne gefodert zu werden; aber sich an die Spitze von hundert und zwanzigtausend Kriegern zu stellen, blos um den vierten Theil dieser Menge von andern Kriegern, deren kleines Heer man zuvor verächtlich ein Häuflein nannte, schlachten zu lassen; aus der Schlacht zu fliehen, wenn Bundesgenossen noch rund um sich Tod und Schrecken verbreiten, wahrlich das ziemt keinem Könige!

Karl. Ihr werdet eifrig, Prinz! Laßt uns einlenken! Des Königs, Eures Vaters, Erbiethen ehrt das Gedächtniß meines Vaters und mich. Sollte es ihm gefallen, den Leichnam meines Vaters nach Luxenburg in das Begräbniß seiner Väter bringen zu lassen, so erfülle ich seinen Wunsch gern.

Eduard. Eben dies war meines Vaters Wille. Ihr erlaubt es also?

Karl. Mit Dank willige ich ein. Sobald es meine Reichsgeschäfte erlauben, werde ich nach Luxenburg gehen, um meinem Vater

ein Denkmahl errichten zu lassen, geziert mit den Bildnissen all der treuen, biedern Diener, die bey der Vertheidigung seines Lebens das ihrige verloren. Prinz, wer war der Ritter, dessen Schwerdt so gewaltig unter diesen edeln Männern wüthete?

Eduard. Graf Heinrich von Hollstein, von unserm Heere der Eiserne genannt.

Karl. Ein Name, den er vollkommen verdient. Der nähmliche also der meinen Vater zum Gefangenen machte! O! daß er es geblieben wäre!

Dies ein Fragment des Gesprächs, das Karl mit Eduarden hielt, und nach dessen Endigung zwey Helden, die den Tag vorher gegen einander gekämpft hatten, als warme Freunde von einander schieden.

König Eduard führte sein siegendes Heer von Cressy nach Calais diese Festung zu belagern. Neben der Belagerung dieser Feste gedachte er zugleich die Belagerung der schönen Salisbury vorzunehmen, entwarf aber zu diesen beyden ähnlichen Unternehmungen sehr verschiedene Operationspläne. Jene wollte er blokiren und aushungern, diese bestürmen.

Viele Kunst und Mühe hatte es Lancastern gekostet, ehe er ihn dazu bereden konnte, endlich wurde Eduard von der Tristigkeit der

Gründe überzeugt, worauf Lancaster die zuversichtliche Hoffnung des Gelingens baute und der Erfolg rechtfertigte sie. Eduard stürmte und die reizende Gräfin, der ihre Maske anfieng lästig zu werden, sank in seine Arme und ergab sich. Sie waren glücklich und nur die Furcht: die Königin Philippe mögte ihre Verbindung entdecken; verminderte ihr Glück bisweilen oder störte sie im Genusse desselben, da in Eduard ein Schatten von Treue gegen seine Gemahlin, in der Gräfin von Salisbury Furcht vor der Ungnade der Königin sprach.

So erwünscht als vorher ihr Einfall: ihn nach Frankreich zu begleiten; kam daher Eduarden jetzt Philippens Entschluß: nach England überzugehn, um sich dem Könige von Schottland, David Bruce, entgegen zu stellen, der auf des Königs von Frankreich dringendes Ansuchen in England eingefallen, auch bereits bis Durham vorgedrungen war. Eduard freute sich, nun bald den Lohn seiner Liebe in Sicherheit und ohne Furcht geniessen zu können, denn daß es der Gräfin gelingen sollte, unter irgend einem Vorwande zurückzubleiben, bezweifelte er nicht. Er eilte zu ihr, um ihr von dem, ihrer Liebe so günstigen, Vorsatze Philippens Nachricht zu geben.

Was ist das, theure Gräfin — fuhr er dann fort — indes in jeder meiner Nerven Freude bebt, umwölkt sich Eure Stirn und die auf den Boden gehefteten Augen quellen voll Thränen?

Er wollte diese Thränen hinweg küssen, die Gräfin aber wehrte ihn ab.

Soll ich mich freuen, Monarch — antwortete die Gräfin nach einer kleinen Pause, mit einer Stimme die Seufzer und Thränen erstickten — kann ich mich freuen, wenn Ihr mir sagt, daß ich mich von Euch trennen muß!

Eduard. Trennen! Schwärmt Ihr Geliebte! Nein, fester vereinigen wollen wir uns nun! Aber ich bitte Euch, verbannt die ceremoniösen Benennungen: Monarch und König; es thut meinem Herzen so wohl, wenn Ihr mich Euren Eduard nennet.

Die Gräfin. O daß mein Herz so gern Euch diesen Namen giebt! daß es den Auffoderungen des Verstandes: es nicht zu thun; so gar kein Gehör giebt. Warum mußte ich an Euren Hof kommen! warum ist mir der Gedanke an Trennung von Euch so peinigend! Aber brich du immer armes Herz! ich muß scheiden, will aus den Armen der Liebe fliehen, jetzt da es noch Zeit ist. Dies mein König und Herr ist mein Vorsatz.

Eduard. Den Ihr wenigstens nicht ausführen sollt. Ihr windet Euch vergebens, Geliebte, diese Arme lassen Euch nicht eher, bis Ihr mir versprecht in meinem Lager zu bleiben, um das Glück Eurer Liebe in vollem Maße zu geniessen.

Die Gräfin. Eduard, mißbraucht nicht Eure Gewalt über mich! Viel opferte Euch meine Liebe schon, allein das Opfer, das Ihr jetzt verlangt, ist zu groß. Fodert mein Leben, es sey Euer, aber meine Ehre, o Eduard was ist ein Leben ohne Ehre. Und sie wäre dahin, wenn Eure Gemahlin, mit allen ihren Frauen nach England gienge und ich allein bliebe zurück. Spottreden von mehr als dreissig tausend Zungen würden sie vernichten.

Eduard. Unnöthige Bedenklichkeiten! Wer darf es wagen Eure Ehre anzutasten, wenn ich sie schütze? Und wagte es einer, so träfe meine Ungnade oder Rache mit meinem Schwerdte. Wollt Ihr nun bleiben, Gräfin?

Die Gräfin. Ob ich will! Eduard könnt Ihr dies fragen? Aber ach, daß ich so gar nicht fragen mag: ob ich auch darf! Und wenn ich bleiben wollte, werden nicht Blicke mich lästern, wenn Ihr auch die Zungen fesselt?

Eduard. Gräfin, seyd Ihr denn das einzige Weib, das so ganz arm an Erfindungen ist,

daß Euch kein schicklicher Vorwand beifällt, zu bleiben, wenn uns die Königin verläßt? Gut ich will für Euch sinnen. Euer Geschlecht ist so oft Krankheiten unterworfen; wenn Ihr eine vorschützt, so wird die Königin selbst Euch bitten, sie nicht zu begleiten und niemand wird an der Wahrheit Eures Vorgebens zweifeln. Nun, liebes, reizendes Geschöpf, willst Du mich noch länger mit Deiner Unentschlossenheit quälen?

Die Gräfin. Ich bleibe! Ich Schwache, wie konnte ich hoffen, Eduards Bitten und den Auffoderungen meines eignen Herzens zu widerstehen! Siegt wohl der Verstand, wenn er mit dem Herzen kämpft! So nimm mich denn ganz hin, theurer geliebter Eduard, und schütze mich, schütze das Weib, das wenn es auch alle Schwächen hat, an Stärke der Liebe gewis von keiner übertroffen wird!

Die Gräfin hielt nicht für gut länger zu grimassiren und wahrscheinlich würde sie ihr ganzes Spiel unterlassen haben, wenn sie nicht dem Erfahrungssatze: das Liebe blind macht: getraut hätte. Wenn Liebe Eduarden nicht zu kühlen Ueberlegungen ungeschickt gemacht hätte: so würden in ihm nothwendig Zweifel an der Unschuld der schönen Salisbury haben aufsteigen müssen, da wahre Unschuld und Tugend sich nicht damit begnügt, ihre Ehre nur vor der Welt zu

erhalten. Eduard dachte jetzt nicht hieran, er hatte nur für die Liebe Empfindung. Nachdem er der Gräfin in einer heissen Umarmung für ihren Entschluß gedankt hatte, sprach er:

Seht Ihr, Geliebte, dort zur Rechten in jener lachenden Ebene das prachtvolle Landhaus? Ein französischer Baron, sein Besitzer, der sich für mich erklärt hat, bot es mir gestern zum Gebrauch an. Wir wollen es zum Heiligthum der Liebe weihen. Einen Flügel bewohnt Ihr, den andern ich. Entfernt von den Blicken der Welt wollen wir da uns selbst leben, und im Vollgenuß der Liebe glücklich seyn.

Bald nachdem Eduard sie verlassen hatte, fieng die Gräfin von Salisbury an, die Kranke zu spielen. Eine ihrer Frauen brachte der Königin die traurige Post, worauf sogleich Cöleste bey der Kranken erschien, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der Besuch einer Dame, die in allen Geheimnissen der Liebe so geweiht war, daß sie vielleicht so gut als weiland Vater Ovid ein vollständiges Werk darüber hätte schreiben können, konnte der Gräfin ohnmöglich angenehm seyn. Sie fürchtete daß die erfahrne Cöleste den Grad des Wachsthum der ihrigen in ihren Mienen lesen mögte und einige Reden die

diese fallen ließ, waren eben nicht geschickt, die Furcht der Gräfin zu vermindern. Wirklich errieth auch Cöleste alles, was in ihr vorgieng.

In ihren Augen, in ihrer Verwirrung las sie Liebe und ihre Belohnung, Entdeckungen woraus sie kombinirte, daß es mit der Krankheit der Gräfin, seine besondere Bewandniß haben mögte. Längst schon hatte sie die Gräfin gehaßt, weil sie als Nebenbuhlerin um die Gunst der Königin siegte, längst schon auf Mittel gesonnen, sich an ihr zu rächen und sie zu stürzen, daher es also ganz natürlich war, daß sie die Gelegenheit die sich ihr dazu darbot, sogleich beim Schopf faßte. Indessen war doch ihre Rachbegier so brennend nicht, daß sie die nöthige Vorsicht darüber vergessen hätte.

Sie kannte die Größe der Gunst der Königin gegen ihre Feindin genau genug, um zu wissen, wie viel dazu gehören würde, sie bey ihr verdächtig zu machen. Sie selbst war zwar von der Schuld der Gräfin völlig überzeugt, sah aber dennoch ohne Mühe ein, daß unwiderleglichere Beweise erforderlich seyn würden, um auch die Königin zu überzeugen. Diese zu suchen befahl ihr die Furcht: außerdem vielleicht selbst in die Grube zu fallen, die sie ihrer Gegnerin zu graben gedachte. Eben hatte sie den Entwurf eines Plans, von dem sie Erreichung ihrer Absicht

hoffte, vollendet, als die Königin am Arme ihres Gemahls, mit einem Leibarzte hereintrat.

Ich bitte Euch Doktor — sprach sie zu dem letztern — sucht gleich zu erforschen, was meiner Freundin fehlt, ob sie in Gefahr ist?

Der Anblick Eduards trieb alles Blut aus dem Herzen der Gräfin nach dem Gesicht und den Adern. Ihre Wangen überflog glühende Röthe, die Adern schwollen an und ihre Pulse schlugen beinahe sichtbar.

Der Kranken droht ein heftiges Fieber. Sie hat fürchterliche Hitze — ergos sich die Weisheit des Aesculaps, nachdem er ihren Puls befühlt hatte.

Sagt, Doktor, kann sie reisen — fragte die Königin hastig —

Nicht ohne die gröste Gefahr für ihr Leben, gnädige Frau Königin, entschied der Arzt.

So muß ich meinen Vorsatz nach England zu gehen, wohl noch einige Tage unerfüllt lassen, bis meine Salisbury wieder hergestellt ist — wandte sich Philippe zu ihrem Gemahl.

Wenn nur nicht die Lage der Dinge in unserm Reiche nothwendig machte — erwiederte Eduard — Doch ist hier Auskunft leicht. Ihr bleibt hier und pflegt Eure kranke Freundin und

ich gehe nach England und schlage den frechen Bruce in seine Berge zurück.

O seht gnädigste Frau Königin — rief jetzt der Arzt aus — den Fieberschauer, der unsre arme Kranke befällt.

Der gute Mann irrte sich in den Simptomen so sehr als vorher. Es war nicht Fieberschauer, sondern Schrecken und Furcht, daß Philippe den Vorschlag ihres Gemahls annehmen mögte, was die Gräfin mit Todesblässe überzog und alle ihre Glieder zittern machten. Sie hätte sich dies Schrecken ersparen können, denn sie mas ihrer gekrönten Freundin zu viel Theilnahme bey und Eduard rechnete richtiger, daß sie die Gelegenheit: auch als Heldin zu glänzen; der Freundschaft nicht aufopfern würde.

Nein mein Gemahl — antwortete die Königin — vor Calais ist Eure Gegenwart noch nöthiger, als in England, denn mit dem ohnmächtigen Bruce denke ich schon fertig zu werden. Morgen schiffe ich mich ein, und ihr, liebe Salisbury, werdet mir verzeihen, daß ich Euch verlasse, da Ihr eben meiner Hülfe am nöthigsten bedürftet. Pflichten gegen das Vaterland, wißt Ihr wohl, meine Beste, gehen allen andern vor.

Zuviel, gnädige Frau — lispelte die Gräfin mit kaum hörbarer Stimme — zuviel für Eure unterthänige Dienerin.

Doktor — fuhr die Königin fort — ich binde Euch die Gräfin auf Eure Seele. Und auch Euch, mein Herr und Gemahl empfehle ich sie, sorgt für sie, wie Ihr für mich sorgen würdet, wenn ich krank wäre.

Ich werde es thun erwiederte Eduard mit erkünstelter Kälte.

Aber — begann die Königin wieder — die beste Fürsorge eines Mannes ist immer noch nicht genug für ein krankes Frauenzimmer, sie bedarf weiblicher Gesellschaft und Pflege. Ich will Euch eine Gesellschafterin geben. Liebe Cöleste, woltet Ihr wohl der Gräfin von Salisbury pflegen?

Wie viel Vergnügen wird es mir machen, diesen Befehl zu erfüllen — antwortete Cöleste hastig und unüberlegt vor Freude, daß die Königin selbst sie darum bat, um was sie sie bitten wollte, um den Plan, den sie sich entworfen hatte, ausführen zu können.

Einen ungelegenern Beweis hätte Philippe ihrem Gemahl und der Gräfin von ihrer Freundschaft gegen die letztere nicht geben können, als das Anerbieten Cölesten zurück zu lassen.

Schre-

Schrecken machte beyde auf eine Zeit lang stumm. Die, deren Blicke sie so sehr scheueten, sollte der Gräfin stete Gesellschafterin werden, welche traurige Aussicht für ihre Liebe! Die Gräfin erlangte zuerst die Kraft zu sprechen wieder.

Gnädige Frau — stammelte sie — auf der Reise habt Ihr Pflege und Unterhaltung nöthiger, denn ich. Auch wird es mir daran nicht fehlen, denn meine Kunigunde ist ein zu gutes Mädchen, um nicht für beydes auf das Beste zu sorgen.

Ja, Gräfin — sprach Eduard — ich wollte Euch wohl bitten, daß Ihr Euch mit Eurer Kunigunde behelfen mögtet, denn so gewissenhaft ich auch den Auftrag meiner Gemahlin in Absicht Eurer erfüllen werde, so wenig kann ich verstatten, daß sie sich selbst der nöthigen Begleitung beraubt.

Umsonst versicherte die Königin, daß sie auch ohne Cölesten immer noch Frauen genug um sich hätte, umsonst bat sie ihren Gemahl um die Erfüllung ihres Wunsches, er verweigerte sie so hartnäckig, als er ihr noch nie etwas verweigert hatte und Philippe muste sich begnügen, blos Kunigunden die Pflege ihrer Freundin zu empfehlen. Sie schloß diese in ihre Arme; wünsch-

te ihr baldige Genesung, und gieng, um Anstalten zu ihrer Abreise zu treffen.

Dem Himmel sey Dank, daß diese Peiniger weg sind — sprach die Gräfin zu ihrer Kunigunde, die sie zu ihrer Vertrauten gemacht hatte — Wären sie länger geblieben, so fürchte ich, Zwang und Verwirrung hätten mich in allem Ernste krank gemacht.

Alle, die die Gräfin besucht hatten, langten nun wieder in ihren Zimmern an. König Eduard freudig; seine Gemahlin voll zärtlicher Besorgniß für ihre kranke Freundin; der Arzt bedenklich und ungewis, was er ordnen sollte, und Cöleste im höchsten Grad ärgerlich, daß ihr klüglich ausgedachter Plan gescheitert war. Eduards Beharrlichkeit, daß sie Philippen begleiten sollte, hatte ihrem Argwohne noch mehrere Gewisheit gegeben, die aber immer noch nicht hinreichend war, auch die Königin zu überzeugen, und vollgültigere Beweise zu erhalten, konnte sie nicht hoffen, da bis zu ihrem Aufbruche nur noch ein halber Tag übrig war. Sie sann daher auf Mittel, die Gräfin auch von England aus zu beobachten. Wuth und Rache schienen ihre Erfindungskraft zn hemmen, über eine halbe Stun-

de hatte sie schon vergeblich gesonnen, als der Bischof von Durham zu ihr kam.

Ehe wir fortfahren, müssen wir dem Leser melden, daß der geistliche Herr den ungeistlichen Streich begangen hatte, sich in Cöleste zu verlieben. Eine Ewigkeit für einen Liebenden — ganzer acht Tage! hatte er schon geseufzt, ohne nur einen Kuß als Minnesold von seiner Göttin erhalten zu haben. Kaum daß die Felsenharte Schöne ihm verstattete, seinen Mund so lang es ihm beliebte auf ihrer Lilienhand ruhen zu lassen. Woher diese beispiellose Härte Cölestens kam, davon sagen unsre Urkunden nichts, und wir sind mit der Handlungsweise der Koketten zu wenig bekannt, um es zu errathen.

Die zornige Miene, die der Bischof bey seinem Eintritte an Cölesten gewahr wurde, weissagte ihm wenig Gutes, wie groß aber war sein Entzücken, da sich ihr Gesicht aufheiterte, so bald sie ihn sah. Mit holdseligem Lächeln hieß sie ihn willkommen und erwiederte beim Handkusse den Druck seiner Hand so herzlich und feurig, daß Wonnegefühl durch alle Nerven des Bischofs drang. Er bauete hierauf die schönsten Hofnungen für seine Liebe, worin er sich doch irrte. Cöleste war noch eben so gegen ihn gesinnt, als vorher und wollte ihm blos einen Vor-

schmack geben, welche Seligkeiten ihre Liebe geben könnte, da ein blosser Händedruck schon in solchen Freudentaumel versetzte.

Wie wohl will mir das Glück, daß ich die reizende Cöleste allein treffe — sprach der Bischof, nachdem er sich forschend umgesehen hatte.

Cöleste. Will mein geistlicher Vater eine Sünderüge mit mir vornehmen, weil er mich ohne Zeugen zu sprechen wünscht?

Der Bischof. Kann ein Engel sündigen? Aber Fräulein, ich wünschte wohl, daß Ihr den geistlichen Vater und alles das weg liesset, und in mir nur den Menschen sähet.

Cöleste. Wenn nur nicht jeder Blick auf Euch mich auffoderte, in Euch zugleich den irdischen Heiligen zu suchen.

Der Bischof. Wenn Ihr so sehr am Aeußern hängt, so blickt nun auf mich! Er warf sein Ordenskleid ab und stand im häußlichen Anzuge eines Ritters vor ihr.

Cöleste. O! Nein, hochwürdiger Herr, ich hänge nicht am Aeußern. Auch in dieser Kleidung sehe ich den Bischof von Durham. Doch Ihr scheint ungeduldig zu werden! Ich schweige daher und bitte Euch, zu reden, damit ich erfahre, woher mir die Ehre kömmt, Euch bey mir zu sehen.

Der Bischof. Könnt Ihr noch fragen, was mich zu Euch führt? Drang der Liebe.

Cöleste. Still, daß Euch niemand hört! Liebe — dies schöne Wort, klingt nicht in dem Munde eines Bischofs. Geistliche dürfen nur Marien und Heiligenbilder lieben. Aber ich vergesse, daß die Königin meiner wartet. Lebt wohl Herr Bischof!

Sie wollte gehen. Der Bischof sank vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie.

Fräulein fuhr er mit Ausdruck der Verzweiflung fort — Euer Spott macht mein Blut erstarren und Eure Grausamkeit wird mich vollends tödten! Glaubt Ihr, daß das Pallium mich vor dem Eindrucke himmlischer Reize schützt, und das in den Adern eines Bischofs Wasser statt Blut fleußt?

Cöleste. Wenigstens sollte darinn so kaltes Blut fliessen, als das Blut der Amphibien, wenn das warme Blut den Bischöffen nicht verstattet, Weiber ohne Begierde anzusehen; und wer dies nicht in sich fühlt, sollte keinen Stand erwählen, für den er nicht paßt.

Der Bischof Ihr habt Recht, aber wie viel sind wohl unter den Geistlichen, die diesen mühseligen Stand selbst wählen? Die mehresten machte älterlicher Zwang oder Ueberredung

dazu. Meinem Geiste behagt das Schwerdt besser, als der Bischofsstab, daher ich auch so oft und gern jenes mit diesem verwechsele, und nie würde ihn meine Hand ergriffen haben, hätte ich selbst wählen dürfen. Ich bitte Euch daher nochmals, reizendes Fräulein, vergeßt den Bischof und seht nur den Ritter in mir. Von je her hab ich mich bemüht, mich dieses Namens würdig zu machen.

Cöleste. Und Ihr habt Euch nicht umsonst bemüht, Herr Ritter. Hier nehmt meine Hand, von heut an vergesse ich den Bischof. Mein Grundsatz ist, daß kein Mensch schuldig ist, sich den Kaprisen eines Standes zu fügen, den er nicht aus freier Wahl ergrif.

Der Bischof. Ein Grundsatz, wie aus meinem Herzen gestohlen! O schöne Cöleste, wie glücklich macht Ihr mich! Ihr erlaubt mir also, Euch zu lieben und — —

Cöleste. — ihn unterbrechend — Ihr folgert sonderbar, Herr Ritter.

Der Bischof. Und Ihr laßt mich nicht ausreden, Fräulein. Ich wollte sagen: und laßt mein Herz nicht länger durch ungesättigte Flamme verzehren? Reizende Cöleste, erhebt mich zur Seligkeit, laßt diesen schönen Mund sagen, daß auch Ihr mich liebt!

Cöleste. Ihr seyd dreist in Euren Foderungen. Wer wird gleich, eine so gerade Erklärung von einem Mädchen verlangen? Doch es sey! Ich bin gewohnt, mein Herz in den Händen zu tragen. Wisset demnach, daß ich Euch schon längst liebte, daß nur der Bischof dies Geständniß von meinen Lippen schreckte. Jetzt ist es ihnen entflohen. Mir fehlte die Kraft es länger aufzuhalten.

Der Bischof. Mädchen wie danke ich Dir! laß die Glut meiner Umarmung sprechen!

Cöleste. Gemach, Herr Ritter! Eine meiner Schwachheiten habe ich Euch gestanden, eine andere habe ich Euch noch zu gestehen. Wer Proben meiner Liebe erhalten will, muß sie durch Dienste verdient haben.

Der Bischof. Zaudert nicht, mir zu sagen, welche Ihr von mir begehrt! Nutzt Euch mein Blut, so fliesse es im Kampfe auf Leben und Tod. Alles, alles will ich Euch gern opfern, denn die Liebe der reizenden Cöleste ist ein Kleinod, für das kein Preis zu hoch ist.

Cöleste. O nein, so unbillig bin ich nicht in meinen Foderungen. Was ich von Euch begehre, wird Euch nicht einmal Schweis, vielweniger Blut kosten, nur Verschlagenheit und ein wenig Mühe. Doch ehe ich mich weiter

entdecke, schwört mir Verschwiegenheit, auf Euer Schwerdt, wie Ritter schwören.

Der Bischof. Ich schwöre auf mein Schwerdt und beim Verlust Eurer Liebe!

Cöleste. Die würdet Ihr verlieren, und was jezt in meinem Herzen flammt würde sich in Rache verwandeln.

Der Bischof. Still Fräulein, das Wort Rache klingt nicht in diesem schönen Munde, der nur dazu gebildet scheint von Liebe zu sprechen.

Cöleste. Hört mich also. Zwischen unserm Könige und der Gräfin von Salisbury scheint ein Verständniß obzuwalten, das mir Treue gegen meine Gebieterin zu erforschen gebeut.

Der Bischof. Ein Argwohn, den nicht Ihr allein hegt, auch ich glaube es.

Cöleste. Um so besser. Pflicht unsrer vortreflichen Königin zu dienen, die es nicht ahndet, daß sie an der schönen Verrätherin eine Schlange in ihrem Busen nährte, wird meiner Auffoderung noch mehrere Kräfte geben. So fest ich auch überzeugt bin, daß mein Verdacht gerecht ist: so fehlt es mir doch an überzeugenden Beweisen für die Königin, und sie zu erhalten verhindert mich meine nahe Abreise. Verschafft Ihr mir sie, während meiner Abwesen-

heit, so lohnt, nach meiner Zurückkunft, meine volle Liebe Eure Bemühung.

Der Bischof. Schöne Hofnungen für die Zukunft, aber was nützen sie mir. Wird nicht die Flamme, die in mir brennt, mich aufzehren, wenn ich noch Monate lang vergebens schmachten soll! Grausame, Ihr wolltet mein Blut nicht und jetzt verlangt Ihr mein Leben.

Cöleste. Im Kriege steht einem Ritter Hitze und Sturm gar fein, in der Liebe, Geduld. Funfzehn Jahre mußte Hektor harren, ehe ihn Iselde nur ihres Schleiers Saum zu küssen vergönnte; und doch verschmachtete er nicht. Aber so lange will ich Eure Geduld nicht erproben. Ich finde es billig, dem ein Handgeld zu geben, von dem ich Dienste begehre und erlaube Euch also, meine Wangen zu küssen. Den Mund biete ich Euch nach meiner Rückkehr aus England, wenn Ihr in Euren Nachforschungen fleissig seyd.

Der Bischof ermangelte nicht, die erhaltene Erlaubniß zu benutzen. Noch hielt er Cölesten mit seinen Armen umschlossen und beschwor sie mit aller Beredsamkeit der erotischen Mimik:

Nur einen Kuß von diesem Rosenmunde! Laß ihn Ausdaurungskraft in mich hauchen.

Nur einen Kuß gieb mir, reizendes Felsenmädchen!

Einen, aber auch nur einen einzigen — gab Cöleste seinen Bitten nach.

Der Bischof umschlang seine Beute fester und feuriger und küste einen Kuß, so lang, daß sich Cöleste endlich aus seinen Armen loß riß.

O süsses, himmlisches Mädchen — rief der Bischof begeistert aus — in deinen Armen muß es sich seliger ruhen, als in Abrahams Schooß!

Nun Ritter — begann Cöleste — Ihr wißt, was ich von Euch begehre. Richtet es weise aus und lebt wohl! die Königin erwartet mich.

Philippe verließ mit etlichen tausend Kriegern ihren Gemahl, der das Landhaus in der lachenden Ebene bezog, wohin er auch die Gräfin von Salisbury bringen ließ. Von niemand belauscht, hörte sie hier sogleich auf, die Kranke zu spielen und lebte nur der Liebe, aber der Gedanke nicht belauscht zu werden; war leider nur Wahn. Der Bischof von Durham hatte einen von Eduards Vertrauten erkauft, durch den er alles erfuhr, was auf dem Landhause vorgieng, das er denn nicht ermangelte, Cölesten getreulich zu überschreiben.

Heinrich dem Eisernen begann indessen das Leben im Lager von Calais langweilig zu werden, sein reger Geist sehnte sich nach Kampf und Heldenthaten, wozu freilich eine Blokade selten Gelegenheit giebt. Er mußte sich mit Kämpfen bey Turnieren begnügen; alle Ehre und Preise aber, die er hier erwarb, minderten seine Sehnsucht nach ernsterm Kampfe nicht. Seine übrige Zeit verschwand ihm im Umgange mit Johann, Herzogs Albrecht von Mecklenburg Bruder, den so wie Heinrichen Ruhmbegierde zu König Eduards Fahnen gerufen hatte, und mit diesem großem Könige und seinem Heldenmüthigen Sohne. Dies allein war es, was ihn für sein jetziges Leben, wie er es nannte, schadlos hielt, doch trübte Heinrichen der Neid und die Verfolgung mehrerer englischen Herren die Freuden dieses freundschaftlichen Umgangs.

Diesen Fremdling sich vorgezogen zu wissen, zu sehen, daß er Eduards wärmste Freundschaft genoß, indes manche unter ihnen sich vergeblich bemühten, nur seine Gewogenheit zu verdienen, — dies war genug in ihren Busen Rache zu entzünden; in keinem aber brannte sie heftiger als in Lancaster. Dieser ehrsüchtige Mann hatte, ehe sich des Königs enthusiastische Freundschaft mit Heinrichen entspann, nicht ohne Grund sich Hofnung gemacht Eduards Liebling zu wer-

den; jetzt sah er sich blos zum Vertrauten der königlichen Liebeshändel herab gewürdigt.

Daß er sein Ziel nicht würde erreichen können, so lange es ihm nicht glückte, Heinrichen zu stürzen oder zu entfernen, sah er deutlich ein, nur hatte er noch kein Mittel gefunden, dies zu bewerkstelligen, so sehr er auch Hofmann und zu Intriguen geschickt war. Mehrmahls hatte er versucht, durch bedenkliche Reden Eduards Achtung für Heinrichen zu mindern, die Aeusserungen desselben dagegen bewiesen ihm aber deutlich, daß dies vergebene Mühe wäre und die Wiederholung nur dazu dienen würde, sich selbst um den kleinen Theil der Gunst Eduards zu bringen, den er noch besaß. Gewis würde sie ihn Eduard auch vollends ganz entzogen haben, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, den Vertrauten seiner Liebe wider sich aufzubringen, zumahl da er seine schwarze Seele aus den Unternehmungen wider den makellosen Heinrich hatte kennen lernen.

Aus Verzweiflung, seine Absichten vereitelt zu sehen, verband er sich endlich mit einigen brittischen Herren, die wider den Grafen von Hollstein nicht viel weniger aufgebracht waren als er, ihn zu ermorden. Sie wollten ihr Vorhaben ausführen, da sie einst erfuhren, daß Heinrich nur mit weniger Begleitung auf Fütte-

rung ausgeritten wäre. Mit einem Geschrey als ob sie seine Truppe für eine feindliche hielten, stürzten sie sich auf sie, Heinrich gab sich zu erkennen, die Britten aber riefen: o diese List hilft Euch nichts! wir wissen Franzosen von Hollsteinern zu unterscheiden.

Sie setzten ihren Angrif wüthend fort, und Heinrich würde bey aller Tapferkeit der Menge unterlegen haben, wenn nicht ein Theil seiner geübten Bogenschützen herbey geeilt wäre Diese streckten mit ihrem Geschoß eine Anzahl der Mörder tod oder verwundet zu Boden und benahmen dadurch den Uebrigen die Lust, das Gefecht fortzusetzen. Sie flohen, und durch den, ihren Erwartungen so ganz entgegen laufenden Erfolg wider Heinrichen noch mehr aufgebracht, beschlossen sie, ihn bey dem Könige anzuklagen, als ob er sie meuchelmörderisch angegriffen hätte.

Eduard schüttelte bedenklich den Kopf mit der Miene des Unglaubens, versicherte, daß er Heinrichen des Meuchelmords durchaus unfähig glaubte, versprach aber doch, den Vorfall zu untersuchen. Durch dies Versprechen wenig getröstet begaben sich die Verbündeten hinweg, von neuem auf Rache an Heinrich sinnend.

Eduard erwartete, daß auch Heinrich sich bey ihm beklagen würde aber Heinrich schwieg, doch verriethen seine Mienen Unzufriedenheit.

daß aber die Anklage der Britten falsch gewesen seyn müsse, bezeugten, wenn er sich zuweilen mit seinen Feinden zugleich beim Könige befand, seine geraden und schuldlosen Blicke, wenn bey diesen öfters alle Höflingsunverschämtheit nicht hinreichte, die ihrigen aufrecht zu halten. Der König ein ziemlich guter Beobachter, wenn Liebe ihn nicht verblendete, las ihre Schuld in ihren Augen. Weil Heinrich durchaus zu schweigen gelobt zu haben schien, redete Eduard ihn einst selbst an:

Warum, lieber Graf, habt Ihr mir nichts von dem unangenehmen Vorfalle gesagt, der Euch ohnlängst begegnete, da ein Gefecht zwischen Euch und einigen meines Heeres entstand? Ziemt es sich gegen Freunde verschlossen zu seyn?

Weil ich — erwiederte Heinrich — ihn nicht nur selbst zu vergessen, sondern auch allgemein unterdrückt wünschte.

Nein — antwortete Eduard — nicht unterdrücken, erforschen wollen wir diesen verrätherischen Angrif. Ich will nicht, daß man sagen könne: von den Britten würden mit Undank und Verfolgung wesentliche Dienste vergolten!

Eben deshalb, durchlauchtiger König, wendete Heinrich ein — damit nicht ein solches Gerücht sich in Deutschland verbreite, wo man, so wie überall, geneigt ist, Verbrechen einzelner

Menschen zu Lasten der ganzen Nation zu machen, bitte ich Euch, den ganzen Vorfall in Vergessenheit zu begraben. Jetzt kann er nicht kund werden, da die Angreifenden sich durch Rüstung so unkenntlich gemacht hatten, daß meine Begleiter selbst nicht wusten mit wem sie fochten und ich diese nach jener Flucht abhielt, die Gefallenen auszuziehen. Erfüllt meine Bitte, gnädigster Herr!

Kaum kann ich das — rief Eduard voll Bewunderung aus — Eure Großmuth überschreitet die Gränzen und Sorge für Eure Sicherheit verbeut mir, was Ihr begehrt, zu gewähren. Ihr werdet wiederholten Beleidigungen ausgesetzt seyn, wenn ich die erste nicht mit aller Strenge ahnde.

O nein — sprach Heinrich — meine Verfolger werden von mir ablassen, wenn sie sehen, daß ich die Gnade, womit es Euch, durchlauchtiger König gefällt, mich zu beehren, nicht zu ihrer Bestrafung auffodere. O daß ich kaltes Blut genug hätte, meine Verfolger jederzeit durch Güte und Verachtung zu bestrafen. Soll ich vergebens bitten?

Es geschehe, was Ihr wollt — entgegnete Eduard und umarmte den Grafen — Indes ich Eure Großmuth bewundere, macht es mir zugleich Kummer, unter einen Volke, das

zu beherrschen ich bisher so stolz war, solche niedre Seelen zu finden.

Gnädiger Herr — tröstete ihn Heinrich — der Erzengel Michael ist der einzige Fürst, der über lauter gute Unterthanen herrscht.

König Eduard untersuchte nicht, konnte sich aber doch nicht entbrechen, einst zu Lancastern zu sagen: Ich will, daß das verrätherische Gefecht zwischen den Leuten des Grafen von Hollstein und einigen der Unsern vergessen werde, um die letztern nicht zu beschämen. Wehe aber dem, der wider den Grafen von Hollstein, dem die ganze brittische Nation Dank schuldig ist, wieder etwas unternimmt.

Diese Aeusserung und die noch immer wachsende Gnade des Königs gegen den Grafen flammte die Rache seiner Verfolger nur noch mehr an. Sie zogen immer mehrere in ihr Bündniß und denen, die dazu nicht zu bereden waren, suchten sie den Grafen durch das ausgesprengte Gerücht: er sey nicht von edler Abkunft verdächtig zu machen.

Während der Zeit, daß Lancaster mit seiner Partey so geschäftig war, war es der Bischof von Durham nicht minder. Von ihm erfuhr Cöleste alles, was in dem geheimsten Gemache der Gräfin von Salisbury

vorgieng, die denn auch nicht ermangelte, es der Königin zu hinterbringen. Den Text des Bischofs versah sie mit einem Kommentar, um das Verbrechen der Gräfin noch schwärzer zu machen, und zu ihrem Vergnügen bemerkte sie, daß ihr ihre Absicht nicht mißlang.

Philippens Wunsch: einen Lorbeerkranz, diesen bey Damen so seltenen Schmuck, um ihre Schläfe zu winden, wurde erfüllt. Mit zwölf tausend Mann unter der Anführung des Lords Percy, gieng sie den Schotten entgegen und erfocht über ihr weit zahlreicheres Heer einen so vollkommenen Sieg, daß funfzehntausend Streiter getödtet und der König selbst, mit einem großen Theile des vornehmsten Adels, gefangen wurde. Die Königin brachte ihre Gefangenen so gleich in sichere Verwahrung und eilte dann nach Frankreich zurück, wo sie in dem englischen Lager mit den glänzendsten Feierlichkeiten empfangen wurde. Ritterspiele wurden ihr zu Ehren angestellt und die Minstrals wetteiferten, den Ruhm der Heldin Philippe zu besingen.

Diese Opfer, die ihrem Ehrgeize dampften, brachten auch ihre beleidigte Liebe und Freundschaft zum Schweigen. Im ersten Taumel der

Freude umarmte sie ihren Gemahl und die Gräsin von Salisbury so feurig, als ob sie nicht die geringste Ursache hätte, sich über sie zu beklagen. Beide schmeichelten sich schon mit der Hofnung: die Königin ahnde nichts von ihrem Verständnisse, bald aber sahen sie sich in derselben getäuscht. Die Gräfin begab sich in die Zimmer der Königin und sprach in einem Tone mit ihr, wie sie sonst pflegten. Die Kälte der Königin, der finstre Blick, der ihre Stirn umwölkte war nicht vermögend, sie aus ihrem Irrthume zu reissen, sie maß beides andern Ursachen bey, bis Philippe ihr die wahre entdeckte.

In Wahrheit Gräfin — begann sie — ob ich Euch gleich nun von einer ganz andern Seite habe kennen lernen, als von der vorher Eure Verstellungskunst Euch mir darstellte, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß Ihr die Kühnheit haben würdet, Euch mir, die Ihr so gröblich beleidigtet, zu nahen. Wie sehr täuschte ich mich, da ich meine Liebe, meine innigste Freundschaft an eine Unwürdige verschwendete, die sie nun mit Verrätherey und mit dem schwärzesten Undanke vergilt.

Die Gräfin erstarrte, wurde bald blas bald roth, und die Königin fuhr fort:

Hinweg, hinweg, Natter, die ich Betrogene in meinem Busen wärmte! Wehe Dir, wenn Du es jemahls wagst, wieder über diese Schwelle zu kommen.

Kaum hatte die Gräfin noch Kräfte genug, zurückzukehren und an Eduards Busen ihren Gram auszuweinen. Er tröstete sie so gut er vermogte, schwor ihr, daß es Philippen nicht gelingen sollte, ihre Liebe zu stöhren und setzte hinzu:

Seyd ruhig, Geliebte unter meinem Schutze habt Ihr nichts zu fürchten!

Der Königin genügte es nicht, daß sie der Gräfin ihren Zorn hatte fühlen lassen, sie sann auch auf Mittel, das Herz ihres Gemahls wieder zu gewinnen. Liebe und Güte wären hierzu vielleicht die einzigen schicklichen Mittel gewesen, allein dieser wollte sich Philippe nicht bedienen, weil sie durch sie, ihren Entzweck nicht geschwind genug zu erreichen hoffte, Gründe der Vernunft und der Religion hielt sie für schneller wirkend. Da sie es aber bedenklich fand, diese ihrem Gemahl selbst vorzutragen, so wählte sie den Bischof von Durham zum Mittelsmanne.

Eine unglücklichere Wahl hätte sie nicht treffen können. Eduard haßte den Bischof: so wie alle Menschen, die, was sie sind, nur halb

sind; und der Bischof von Durham wär, wie weiland sein Kollege zu Laodicea, weder kalt noch warm, weder Bischof noch Ritter. Welcher Erfolg läßt sich von einer Unterhandlung erwarten, wenn einem der Unterhändler verhaßt ist.

Der Bischof erschien beim Könige, sprach mit ihm von diesem und jenem und kam nach mancherley Umschweife endlich auch auf die Gräfin von Salisbury. Der König der nun die Ursache seines Besuchs sogleich errieth, rief zornig:

Still Bischof! von der Gräfin von Salisbury habt Ihr nichts von mir zu reden.

Der zitternde Bischof fürchtete schon, die Ungnade des Königs mögte der Lohn seines Unternehmens seyn. Dies zu verhindern, hielt er für das Beste, alle Schuld von sich zu wälzen.

Verzeiht mir, durchlauchtigster König — rechtfertigte er sich — ich würde es nicht gewagt haben, diesen Namen gegen Euch zu nennen — wenn es nicht auf Befehl meiner gnädigsten Frau Königin geschehen wäre.

Schweigt! sage ich noch einmahl — erwiederte der König noch zorniger als zuvor — und wenn Ihr als Abgesandter des heiligen Vaters zu Rom kämet!

Hatfield kroch hinweg, die Königin von seinem verunglückten Versuche zu benachrichti-

gen. Eine Belohnung von ihr, hoffte er, würde ihn den Hohn des Königs vergessen machen, er sah sich aber in seiner Erwartung getäuscht. Nicht weniger zornig, als ihr Gemahl, ließ ihn Philippe an.

Ihr seyd ein ungeschickter Mann — rief sie — Eduard ist wahrlich noch nicht so ganz verhärtet, daß geschickte Vorstellungen keinen Eindruck auf ihn machen sollten. Unglücklicher, Ihr werdet vollends alles verdorben haben!

Von diesem Tage an begann Kälte die Liebe und Wärme zu verdrängen, deren Beweise das königliche Paar sich sonst öffentlich gab, dennoch zweifelte Philippe noch nicht, daß ihr Projekt gelingen könnte. Ein geschickterer Unterhändler, schmeichelte sie sich, würde glücklicher sein. Lange sann sie auf einen bessern Mittelsmann, bis ihr endlich der Graf von Hollstein einfiel. Er kam.

Edler Ritter — fieng die Königin an — Ihr werdet wissen, wie schön, wie ruhig und freudenvoll sonst meine Tage dahin schwanden; so wie Euch unverholen seyn wird, was sie jetzt trübt. Gegen wen sollte ich mein Herz lieber entschleiern, als gegen den Vertrauten meines Gemahls — hier hob ein tiefer Seufzer ihren Busen und sie bemühte sich umsonst, einige Thränen zu unterdrücken, die aus ihren

Augen quollen — von wem lieber eine Gefälligkeit verlangen, als von diesem? Wolltet Ihr mir wohl einen Dienst erzeigen, Herr Ritter?

Ritterpflicht gebeut schon allein — antwortete Heinrich und verbeugte sich — Damen zu dienen; in Absicht Eurer, gnädige Frau, macht Schuldigkeit und persöhnliche Achtung mir diese Pflicht noch heiliger. Befehlt über Euren Knecht!

Habt Ihr eine Gemahlin, lieber Graf — fuhr die Königin fort.

„O ja, Frau Königin, ein holdes, liebevolles Weib, das die Seligkeit meiner Tage ausmacht, wenn ich in ihren treuen Armen vom Kampfe ausruhe."

Wohl, so werdet Ihr den Schmerz eher messen können, der uns durchwühlen muß, wenn man uns ein Herz raubt, dessen Besitz unser Glück war.

„Ich glaube es zu können, obgleich dieser Schmerz alle Vorstellung übertreffen muß."

Dieser unnennbare Schmerz wüthet in meinem Busen. Vor Euch will ich ihn ausschütten und Euch bitten, ihn, von mir zu nehmen.

„O, daß ich es könnte! Willig opferte ich einen Theil meiner Ruhe einer Dame wie Ihr.“

Ohne dies Opfer werdet Ihr es hoffentlich können. Ihr wißt, daß die Buhlerin Salisbury mir das Herz meines Gemahls geraubt hat. Ihr, als Eduards vertrautester Freund müßt viel über ihn vermögen; o beschwöret ihn, mir ein Kleinod wieder zu schenken, dessen ich mich würdig zu machen immer gestrebt habe.

„Solltet Ihr nicht irren? Sollte mehr als Freundschaft zwischen dem Könige und der Gräfin von Salisbury obwalten? Kaum kann ich das glauben.“

Ich selbst würde es nicht glauben, wenn ich nicht völlige peinvolle Ueberzeugung hätte; O daß ich meine Schande, die Schande meines Gemahls selbst aufdecken muß! Aber ich muß, und gegen Euch, edler Ritter, glaube ich es sonder Gefahr zu können. Doch erspart mir völlige Aufklärung, die mir zu quälend seyn würde, glaubt daß nicht Argwohn und Eifersucht meine Blicke schwärzt, daß die Buhlerin Salisbury Eduarden jetzt in der weitesten Ausdehnung das ist, was ich ihm einst war, oder vielmehr, daß Eduard, was er mir einst war, jetzt ihr ist.

„Würdet aber Ihr selbst, gnädige Frau, nicht mehr vermögen als ich? Die allgewaltige

Beredsamkeit der Liebe und Zärtlichkeit nicht mehr, als die Stimme der Freundschaft."

Wenn mein Gemahl mir Gehör gäbe, vielleicht; allein er flieht mich. Der sonst für seine Philippe glühte, behandelt sie jetzt mit starrmachender Kälte. Aber Ihr wollt Ausflüchte suchen, Graf, um Euch einer Bedrängten nicht anzunehmen.

„Bey meiner ritterlichen Ehre, daß will ich nicht, Frau Königin! Ich will thun, was Ihr gebietet, will alles thun, was in meinen Vermögen steht. Heut noch!"

Dank Euch, edler Mann! Wenn werdet Ihr mir Botschaft bringen?

„Die soll Euch, wills Gott, der König selbst bringen. Bin ich glücklich in meinem Unternehmen, so wird er Euch ein angenehmerer Bote seyn, denn ich."

Und wenn Ihr nicht glücklich, wenigstens nicht sogleich glücklich wäret?

„Bin ich es je, so bin ich es gleich und das glaube ich gewis. Sollte ich es aber, das Gott verhüte! nicht seyn, so laßt mein Nichtkommen für Beweis gelten. Es würde meinem Herzen zu viel kosten, Euch leiden zu sehen, ohne Euch trösten zu können."

Graf, Ihr werdet es machen, wie der Bischof von Durham. Gelingt es Euch nicht

gleich, so werdet Ihr unverrichteter Sache umkehren.

„So soll meine Ingeburg mir untreu werden, wenn ich nicht alles thue, was in meinen Kräften steht. Lebt wohl, Frau Königin und seyd indessen fröhlich. Ich hoffe zuversichtlich Euer Herr und Gemahl soll kommen.

Von ihr weg gieng er zum Könige, nachdem er vorher in seinem Zelte ein wenig über den Auftrag der Königin nachgedacht hatte. Jetzt erst sah er ein, daß er sich in einer äusserst kritischen Lage befände, daß, wenn ihm seyn Unternehmen nicht gelänge, leicht eine Person des königlichen Paares die Zahl seiner Feinde vermehren könnte. Zwar hatte er zu Eduarden alles gute Zutrauen; aber er wußte auch, daß aus Freunden öfters Feinde werden, wenn einer es wagt, wider entflammte Liebe zu kämpfen; und der Argwohn Philippens, daß er es machen würde, wie der Bischof von Durham; mußte allerdings die Furcht in ihm erwecken, daß sie, wenn er nicht glücklich wäre, vermuthen würde: er habe es so gemacht. Daß dann für seine Mühe ihr Zorn seine Belohnung seyn würde, sah er um so deutlicher ein, da er diese Erfahrung schon an dem Bischof gemacht hatte, dem er in Unterhandlungen mehr Gewandheit zutraute, als sich. Dennoch machte er sich furchtlos auf

den Weg, mit der festen Hofnung: daß Eduard zur Vernunft und Treue zurückkehren würde.

Die Königin und die Gräfin von Salisbury liessen einander gegenseitig beobachten. Die Kundschafter der letztern, hinterbrachten ihr sogleich, daß die Königin den Grafen von Hollstein habe zu sich rufen lassen. Sie eilte mit dieser Nachricht zum Könige, und es wurde ihnen nicht schwer, die Ursach dieser Zusammenkunft zu erforschen.

Die Königin wird Euch beschwören lassen, mich von Euch zu stossen — sprach die Gräfin, indem einige Thränen auf ihren Busen rollten, den Seufzer höher hoben — und — o Eduard ich vermag nicht zu enden!

Und ich werde dich fester in meine Arme schliessen, liebe süsse Schwärmerin — fuhr Eduard fort und drückte sie mit allem Feuer der Liebe an seine Brust.

Das gebe der Himmel — seufzte die Gräfin — aber der Graf von Hollstein wird zu Euch kommen, und dann wird Freundschaft über die Liebe siegen.

Auf Ehre und Ritterwort, das soll sie nicht — erwiederte Eduard — der Graf von Hollstein ist mir theur, aber um dich Huldgöttin, tausche ich ihn nicht.

So schwört mir — bat die Gräfin — daß Ihr ihn nicht anhören wollt.

Das schwöre ich Dir bey meiner Liebe und bey allem was uns heilig ist — rief Eduard —

Nun bin ich getröstet — sprach die Gräfin freudig — Jetzt verlasse ich Euch, denn wahrscheinlich wird der Graf von Hollstein bald kommen.

Die Vermuthung der Gräfin war richtig. Kaum war sie weg, als Heinrich kam.

Ihr seyd bey der Königin gewesen — rief Eduard ihm zu — Ohne Zweifel hat sie mich bey Euch verklagt, und sendet Euch nun mit dem nämlichen Auftrage zu mir, den sie vor einigen Tagen den Bischof von Durham gegeben hatte.

Die Königin läßt Euch beschwören — fing Heinrich sein Mittlergeschäft an —

Und ich — unterbrach ihn der König — beschwöre Euch zu schweigen.

„O ich flehe Euch, gebt der Stimme eines treuen Dieners, noch mehr, einer liebevollen Gemahlin Gehör — machte Heinrich einen zweiten Versuch.“

Ich will, ich darf Euch nicht hören — rief der König mit finsterer Stirn.

Ihr dürftet nicht? — fragte Heinrich — Wer kann Euren Willen binden, Herr König?

Fragt mich nicht weiter, Ritter — antwortete der König unwillig und fuhr dann mit steigendem Affekte fort — Eure Gegenwart ist mir immer lieb und werth, wenn Euch aber meine Freundschaft lieb ist, so kommt nie wieder mit Aufträgen der Königin. Lebt wohl Graf!

Er gieng und ließ Heinrichen erstaunt und unschlüssig, was er nun thun sollte, zurück. Der Königin gar keine Nachricht von dem Vorgefallenen zu geben schien ihm deswegen hart, weil er hoffte, daß ihr selbst vielleicht gelingen würde, was er vergebens versuchte. Selbst zu ihr gehen wollte er nicht, weil er nicht klagen mögte, wo er nicht trösten konnte; und einen Brief an seiner Statt sprechen zu lassen, davon schreckte ihn die Mühe des Schreibens zurück. Gleich allen Rittersleuten seiner Zeit wuste er mit Schwerdt und Lanze besser umzugehen, als mit der Feder. Endlich entschloß er sich doch zu dem letztern.

Der König hat mich nicht anhören wollen — schrieb er — hat mir bey Verlust seiner Freundschaft zu sprechen verboten. Er verließ mich und nie darf ich von dem sprechen, wovon ich heut nicht einmahl anfangen durfte. Mein Rath, Frau Königin wäre, daß Ihr selbst einen Versuch machtet. Wenn Ihr den König

mit aller Beredsamkeit der Liebe und Zärtlichkeit beschwört, so richtet Ihr vielleicht aus, was mir bey allem guten Willen unmöglich war.

Die Königin las, erblaßte und rief aus: o Bösewicht, du verfährst noch schlimmer mit mir, als der Bischof von Durham. Dieser war doch nur ungeschickt, aber du bist so hinterlistig, mich zu einem eignen Versuche bereden zu wollen, damit meine Schmach vollkommen würde. Aber nein Buhlerin Salisbury und du, ihr Verbundner, den Triumph sollt ihr nicht haben, die Königin Philippe um Eduards Liebe flehte und von ihm verschmähet würde.

Heinrichs Vermuthung traf ein, die Zahl seiner Feinde wurde durch die Königin vermehrt; Eduard aber blieb so warm als zuvor, denn Heinrich ließ es sich nicht einfallen, noch einmahl mit dem Auftrage Philippens hervorzutreten.

Cöleste hatte ihr Versprechen erfüllt, und den Bischof für die Mühe, die er mit der von ihr aufgetragenen Kundschafterey hatte, mit ihrer Liebe belohnt. Noch war sie seiner zwar nicht ganz müde, aber doch fieng sie an es zu werden. Von jeher war es ihre Weise gewesen, wenn sie gegen einen Liebhaber gleichgültig wurde, ehe sie ihn verabschiedete, unter der Hand für einen an-

dern zu sorgen, und bey dieser Handlungsweise hatte sie sich immer so wohl befunden, daß sie auch jetzt nicht Willens war eine andre zu wählen.

Bey einer von den Lustbarkeiten, die nach der Zurückunft der Königin aus England zu ihrer Ehre angestellt wurden, musterte das Fräulein alle gegenwärtige Ritter, um unter ihnen einen auszuwählen, dem sie ihr Herz zum Preis ertheilen wollte. Liebetrunken blieb ihr Blick an Graf Heinrichen von Hollstein haften, und sogleich wurden nun Pläne entworfen, auf welche Art die glänzende Eroberung am sichersten zu machen wäre.

Vor der Hand that sie weiter nichts, als daß sie den Graf vor allen andern auszeichnete und die Gewalt ihrer Reize, die sie durch Kunst zum höchst möglichen Grade erhoben hatte, anwendete, um Eindruck auf ihn zu machen. Heinrichen, der sich nach den strengsten Regeln der Ritterschaft richtete, konnte unmöglich eine Dame gefallen, die sich den Ausschweifungen zügellos ergab, Cölestens Bemühungen bewirkten demnach einen ihrer Hofnung genau entgegen gesetzten Eindruck. Statt Liebe zu entzünden, erzeugten sie Verachtung, die Heinrich zu verbergen sich auch eben keine Mühe gab. Cöleste war zu voll von ihrer beabsichtigten Eroberung und

von der Allgewalt ihrer Reize zu sehr eingenommen, um dies zu merken. Die Verachtung, die unverkennbar in Heinrichs Miene lag, schien ihr blos Blödigkeit.

Innig freute sie sich, als Philippe den Grafen zu ihren Unterhändler wählte, weil sie hofte daß sie bey den Zusammenkünften, die sie nun vermuthete, auch zu ihren Besten werde operiren können, diese Freude wurde aber vernichtet, da der Graf nicht wieder kam. Sie fieng nun an, ihm ihre Empfindungen etwas deutlicher merken zu lassen, aber Heinrich schien sie nicht zu verstehen.

Warum, edler Ritter — sprach sie eines Tages zu ihm, als sie fest beschlossen hatte ihren Plan durchzusetzen — warum verschließt Ihr Euer Herz der schönsten Empfindung? Liebe allein schafft dem Leben Seligkeit, und Ihr flieht sie.

Ey Ey — antwortete der Graf lächelnd — in dem Munde eines Fräuleins klingen Lobreden auf die Liebe nicht fein. Doch dies bey Seite muß ich Euch sagen, daß Ihr falsch von mir urtheilt. Mein Herz fühlt Liebe, Liebe gegen eine treue Gattin füllt es aus.

Ihr seyd vermählt, Herr Ritter — fragte Cöleste erröthend?

Das bin ich — erwiederte Heinrich — und danke Gott, der mir ein gutes Weib gab.

Und wenn Ihr es nicht wäret — fragte Cöleste weiter — befände sich wohl unter den vielen Damen, die jetzt in und bey unserm Lager sind, eine, die Ihr lieben könntet?

Wenigstens — erhielt sie zur Antwort — habe ich ein Fräulein gesehen, das auch des besten Mannes Liebe würdig ist.

O nennt mir sie — sprach Cöleste hastig, mit der gewissen Hofnung: nun ihren Namen zu hören, dem Heinrich eine Liebeserklärung würde folgen lassen.

Eine sonderbare Frage mein Fräulein — entgegnete Heinrich — die ich Euch aber dennoch unverhalten beantworten will. Das schöne, tugendhafte Mädchen, von dem ich sprach, ist die kleine Clelie, die sich seit einiger Zeit bey ihrer Verwandten, der Gräfin von Salisbury aufhält. Allein mich rufen Geschäfte, Lebt wohl, Fräulein.

Die Gefühle die jetzt in Cölestens Busen aufbrausten versuche ich nicht zu schildern. Sie fiel nicht in Ohnmacht, wie dies mancher ihrer Schwestern widerfahren seyn mögte: aber ewige blutige Rache schwor sie dem, der es wagte, ihr so schmachvoll zu begegnen. Sie eilte zur Königin und hoffte, daß diese, die wider Heinrichen so aufgebracht war, sich mit ihr zur Rache verbin-

binden würde. Noch mehr wurde die ihrige entflammt, als Heinrich sie kurz nachher auf eine Art behandelte, die wenigstens nicht weise, obgleich den Ritterpflichten gemäs war.

Ritter, wie Ihr, theure Leser! wissen werdet, waren gegen Damen zu Schutz und Achtung verbunden, dagegen gebot ihnen aber auch eine andere Pflicht. Damen von bescholtenen Rufe und zweydeutigem Wandel zu warnen und nöthigen Falls sogar durch öffentlichen Beschimpfungen zu bestrafen. Nur wenig Ritter bedienten sich dieses Censoramtes, weil es öfters zu Verdrießlichkeiten Veranlassung gab, und nach und nach entäußerten sie sich dieses Vorrechts ganz, weil es sich zuweilen zutrug, daß, indes ein Ritter einer Dame ihre Aufführung öffentlich verwies, seiner Gattin von einem andern das nähmliche wiederfuhr, denn damahls war es den Weibern noch leichter, als jetzt, gegen ihre Männer zu scheinen, was sie nicht waren, da diese oft so lange von ihnen entfernt lebten.

Cöleste hatte einst bey einem Feste ihren Sitz über Clelien genommen. Mehrere Ritter murmelten zwar, daß sie das nicht hätte thun sollen, aber keiner hatte Lust, es Cölesten selbst zu sagen. Heinrich kam anf den Einfall ein Märtirer der Wahrheit zu werden und führte ihn

aus, ohne zu bedenken, wie unklug es von ihm gehandelt wäre, ein beleidigtes Weib noch mehr wider sich zu reizen. Auch hätte er fürchten sollen, daß er sich dadurch vielleicht mehrere der gegenwärtigen Damen zu Feindinnen machen würde, da manche unter ihnen war, die allerdings Ursache hatte, einen solchen strengen Sittenrichter zu scheuen, allein Eifer für die gerechte Sache ließ ihn weder eins noch das andere bedenken. Er faßte Clelie bey der Hand und wies ihr ihren Sitz über Cölesten an, indem er zu dieser sprach:

Es wird Euch nicht mißfällig seyn, daß dies Fräulein Euch vorgeht. Ist sie gleich weniger vornehm als Ihr, so ist doch ihre Ehre noch unverletzt. Von Euch höre ich leider das Gegentheil, daher Euch, was ich thue, nicht wundern darf, denn nur denen erweiset man Ehre, die sie wirklich verdienen.

Die ganze Versammlung gerieth in Aufruhr. Cölestens Lebensgeister erlagen der gemischten Empfindungen von Wuth und Schaam. Ohnmächtig sank sie auf den angewiesenen Sessel, und Clelie schamroth über das unerwartete Lob, das Heinrich ihr öffentlich beylegte, war die erste, die ihr beistand. Alle übrige Damen wurden blas oder roth, je nachdem der Eindruck war, den Heinrichs rasche Handlung auf sie machte. Ei-

nige lobten ihn, mehrere tadelten ihn, weil sie befürchteten, daß er auch ihnen vielleicht einen andern Platz anweisen mögte. Der größte Theil der anwesenden Ritter, freute sich, weil sie glaubten, daß der Untergang eines Mannes, der ihnen längst schon ein Dorn im Auge gewesen war, nun unvermeidlich seyn würde. Nur wenige bedaurten ihn wegen der traurigen Folgen, die dieser unüberlegte Schritt wahrscheinlich für ihn haben würde. Alle Anwesende aber kamen darin überein, daß Cölesten der stolzen Buhlerin, die fast alle Männer und Weiber verachteten und nur einige der letztern wegen ihrer immer blühenden Reize beneideten, Recht wiederfahren wäre.

Nachdem Heinrich in sein Zelt zurückgekehrt war, begann ein Gespräch zwischen ihm und Knut, dessen wir in dem ersten Bogen dieser Geschichte schon einmahl erwähnt haben. Der Graf hatte diesen treuen Diener zu seinem Leibknappen und Vertrauten erhoben; er erzählte es ihm öfters des Abends, wenn ihm am Tage etwas merkwürdiges begegnet war und wurde nicht ungehalten, wenn Knut seine Anmerkungen darüber machte. So erzählte er ihm alles, was ihm widerfuhr, und nur damahls hatte er geschwiegen, als er in Geschäften der Königin beim

Könige gewesen war, weil er nie Andrer Geheimnisse entdeckte. Auch heute schwieg er, so daß Knut endlich sich genöthigt sah, selbst anzufangen.

Mit Gunst, gnädiger Herr Graf — sprach er — mich dünkt, Ihr hättet auch besser gethan, wenn Ihr heut Clelien auf ihrem Platze hättet sitzen lassen.

Du bist mit dem Könige, dem Prinzen von Wallis und dem Herzog Johann einerley Meinung — antwortete ihm Heinrich — Aber laß das gut seyn, ehrlicher Knut, ich handelte recht und Cöleste war dieser öffentlichen Beschimpfung werth.

Daran zweifelt Knut so wenig als die drey Herren die Ihr mir daher nanntet — fieng jener wieder an — ob es aber in Eurer Lage räthlich war, daran gestrenger Herr zweifeln wir gewis auch alle vier nicht. Schon lange wart Ihr Eures Lebens nicht sicher, nun könnt Ihr Eure Seele immer Gott empfehlen, wenn Ihr nicht, wie mein Rath wäre, schleunig heimkehren wollt. Das Fräulein wird den Schimpf, der ihr widerfuhr, nicht ungerochen lassen.

Knut, wie kannst Du verlangen daß ich vor einem Weibe fliehen soll, da Du mich nie vor Männern fliehen sahest — erwiederte der Graf.

Weiberrache, sollt Ihr wissen, ist fürchterlicher als Männerrache. Diese wird mit Gewalt ausgeübt, jene durch Hinterlist. Vor Gewalt hat Stärke nicht nöthig zu zittern, die beste Vorsicht aber muß es vor Hinterlist. Auch ist ein beleidigtes Weib wüthender, als ein beleidigter Mann. Sie, die sich des Schwerdtes nicht bedienen kann, braucht öfters statt dessen Gift und nimmt die Hölle zu Hülfe. Als ich, ehe ich in Eure Dienste kam, mit meinem vorigen Herrn in Italien war, sahe ich Weiberrache manchen edeln Ritter mit Gifte morden. Auch meinem Herrn, den Gott tröste, wurde mehr als einmahl mit Gifte nachgestellt, aber immer vergebens, weil er einen Ring hatte, der die Farbe veränderte, wenn Gift in der Nähe war. Als er von hinnen schied, gab er mir dies Kleinod, erlaubt, daß jetzt Euer Diener es Euch anbieten darf, da Ihr sein eher benöthigt seyd, denn ich — so sprach Knut und überreichte dem Grafen den wunderbaren Ring.

Nicht weil er glaubte, daß er desselben benöthigt seyn würde, sondern blos um der sorgfältigen Gutherzigkeit seines Dieners nicht wehe zu thun, nahm er den Ring an, erkannte aber bald, welch unschätzbares Kleinod er an demselben besaß. Cölestens Rache folgte ihm überall,

an des Königs Tafel und an seine eigne, und dreymal erhielt nur die Farbeveränderung des Ringes sein Leben.

Jeder dieser verunglückten Versuche entflammte Cölestens Rache noch mehr, doch hielt die Furcht entdeckt zu werden, sie ab, noch einen vierten zu wagen, denn allgemein hatte sich schon das Gerücht von Graf Heinrichs wunderbarem Ringe und seiner dreymahligen Farbenwandlung verbreitet, dem ein anderes nachschlich, das Cölesten als die Anstifterin dieser Unthaten nannte.

Ob dies gleich geheim gehalten wurde, da jedermann die teuflische Rache dieses Weibes fürchtete, so kam es doch zu Cölestens Ohren und befahl ihr, in der Ausführung ihres Plans die möglichste Vorsicht. Sie änderte denselben dahin ab, daß sie nun nicht mehr mit Gifte gegen Heinrich stritt, sondern sich anderer Waffen bediente.

Den Bischof von Durham, der Cölesten nicht ihrer Tugend, sondern ihrer Schönheit wegen liebte, hatte ihre öffentliche Brandmarkung nicht von ihr zurückgeschreckt. In ihren Armen war ihm noch so wohl als zuvor, doch machte er ihr seine Besuche noch mehr im geheim, damit ihre Beschimpfung nicht auch ihn treffen mögte. Täglich beschwor ihn Cöleste, sie an den Grafen

von Hollstein zu rächen und eben so oft bedauerte er, daß er ein Bischof war. Hinderte mich mein Stand nicht, sagte er jederzeit, ich wollte Eure Schmach in dem Blute des Verwegenen abwaschen, seid aber dennoch außer Sorgen, reizendes Fräulein, ich will Euch rächen.

Sehnlichst wünschte Cöleste, jetzt einen muthigen Ritter zu ihrem Geliebten zu haben, der ihren Beleidiger zum Kampfe auf Leben und Tod herausfoderte, aber dieser Wunsch war vergebens. Scham hielt sie ab, sich öffentlich zu zeigen und that sie es ja, so flohen alle Ritter vor ihr, wie vor einer von dem heimlichen Gerichte Geächteten. Sie mußte sich also damit begnügen, was der Bischof zu ihrem Besten unternahm. Dieser war auch wirklich sehr thätig. Er bemühte sich, den Grafen von Hollstein noch mehr Feinde zu machen, brachte die schon einmahl ausgesprengte Unwahrheit, daß Heinrich nicht von edler Abkunft wäre, von neuen in Umlauf und hatte die Genugthuung zu finden, daß sie jetzt mehr Glauben fand, als zuvor.

Freuet Euch — kam er einst zu seiner Geliebten — Ihr werdet bald gerächt werden. Das ganze englische Heer ist wider Euren Ehrenräuber aufgebracht, und zu verschiedenen Unternehmungen wider ihn sind bereits die Plane

zur Ausführung reif. Eine wird gewis gelingen!

Allerdings befand sich Heinrich in einer üblen Lage, aber soweit, als Bischof Thomas glaubte war es noch nicht mit ihm gekommen. Unter dem englischen Heere war noch mancher unpartheiische Mann, der ihn schätzte und ehrte, nur hielt Furcht vor den Verbündeten mehrere zurück dies öffentlich zu gestehen, doch war freilich unter den Vornehmen diese Zahl klein, die Menge derer, die wider ihn waren, hingegen groß. Einige der angesehnsten englischen Großen beklagten sich einst bey dem Könige, daß er ihnen weniger Gnade erzeigte, als einem Fremdlinge, dem noch überdies die allgemeine Stimme eine edle Geburt absprâche. Im Namen des ganzen Heeres — setzte einer hinzu — bitten wir Euch, gnädigster Herr, diesen Abentheurer zu entfernen, der ihm verhaßt ist.

Ihr irrt — antwortete der König — Ohnmöglich kann mein Heer einen Mann hassen, der seiner Achtung im vollkommensten Grade würdig ist, wenn schon einige durch niedrige und schändliche Leidenschaften aufgereizt werden, ihn zu verfolgen. Wahrlich die Art, wie der wackre Graf von Hollstein behandelt wird, macht der sonst so edlen brittischen Nation, Schande! Den Grafen adeln seine Verdienste und

wäre er der erste seines Stammes: so würde ich ihn eben so edel schätzen, als einen, dessen Vorfahren schon vor vierhundert Jahren in Turnieren kämpften. Doch auch in Absicht der Geburt braucht sich der Edelste unter Euch nicht zu schämen, neben dem Grafen Heinrich zu fechten, so wie es der Reichste nicht nöthig hat. Die ansehnliche Hülfe, die er mir zugeführt hat, zeugt, daß weitläufige Länder ihn Herr nennen.

Durchlauchtigster König — wandte einer ein — bisweilen haben Abenteurer noch größere Schaaren angeführt, als der vorgebliche Graf. Besäße er so beträchtliche Länder, als seine Leute aussprengen, er wäre gewis daheim geblieben und suchte nicht Brod in dem Dienste eines fremden Königs.

Feiger Mensch — rief Eduard glühend vor Zorn — wie unrecht that der, der dich zum Ritter schlug, Dich, der diesem ehrwürdigen Stande Schande macht! Wären mehrere meines Heeres gleicher Meinung mit Dir, wahrlich ich schämte mich ihr Anführer zu seyn. Wisse, Graf Heinrich sucht nicht Brod, sondern Ehre, von der Du, Unwürdiger, keinen Begrif hast. Er hat, was er suchte, gefunden, ein Kleinod, das Neid ihn nicht wird rauben können. Ruhmbegier, die den greisen König von Böhmen und seinen würdigen Sohn nach Frankreich rief, führ-

te auch den Grafen von Hollstein dahin. Oder achtet Eure Weisheit den König Johann und den König der Deutschen auch für Abenteurer?

Beschämt schlich sich der Ritter weg und seine Gefährten folgten ihm, verdrieslich über den schlechten Erfolg ihres Unternehmens. Sie machten noch einige Versuche, von denen aber keiner besser glückte, als der erstere und Eduard endigte in kurzem alle dadurch, daß er bey seiner Ungnade verbot, je wieder nachtheilig vom Grafen Heinrich zu sprechen. Seine Feinde musten demnach auf andere Mittel: ihm zu schaden; sinnen, und Bosheit und Niederträchtigkeit, machten es ihnen nicht schwer, welche zu finden. Dies war der Zeitpunkt, wo der Bischof Thomas Cölesten die vorhin erwähnte Nachricht brachte und sie deshalb zur Freude auffoderte:

Die unmittelbaren Versuche wider Heinrichen gelangen jedoch eben so wenig, als die mittelbaren. Er wurde mit Gewalt und Hinterlist angegriffen aber die erstern überwand er durch seine Tapferkeit, der leztern wich er durch seine und seines treuen Knuts Klugheit und Vorsicht aus. Indessen wurde ihn doch seine Lage mißfällig, weil er für sein Leben insteten Sorgen seyn muste, und nur die Freundschaft des Königs, seines Sohnes und des Prinzen Johann

von Mecklenburg, und die Freuden des Umgangs mit diesen drey edlen Männern konnte ihn vermögen, noch länger bey dem englischen Heere zu bleiben. Johann, so ungern er sich auch von ihm trennte, rieth ihm oft selbst, der Gefahr zu entrinnen, die jedem seiner Schritte folgte. Gelang es ihm aber auch zuweilen, seinen Freund zur Flucht zu bereden: so änderten der beiden Eduarde dringende Bitten seinen Entschluß immer wieder. Sorge für sich selbst hieß ihn fliehen, Freundschaft bleiben.

Während der Zeit, daß Heinrich so mit sich selbst im Streite lebte, ergab sich Calais. Vergebens hatte diese Stadt den Angriffen der Engländer zwölf Monate lang widerstanden vergebens rückte Philipp mit einem Heere von hundert und funfzig tausend Mann zu ihrem Entsatze herbey. Eduard hielt es nicht für rathsam aus seinem befestigten Lager herauszugehen; und ihn in diesem unüberwindlichen Lager anzugreifen fand Philipp mit allen seinen Heerführern tollkühn. Ohne etwas ausgerichtet zu haben, zog er wieder ab, und die bedrängte Stadt, der nun keine Hofnung zur Rettung mehr übrig blieb, war gezwungen, sich den Belagerern auf Gnade und Ungnade zu ergeben:

Die französischen Einwohner musten ausziehen, wogegen englische Kolonisten ihre verlassenen Wohnungen wieder bevölkerten.

Diese wichtige Eroberung wurde durch glänzende Feste gefeiert, wovon eines Gelegenheit zur Stiftung des Ordens vom blauen Hosenbande gab. Eduard tanzte mit seiner geliebten Salisbury, welcher der kleine Unfall begegnete, daß sie ihr Knieband verlohr. Der König bückte sich darnach, worüber einige Hofleute, denen dies Bücken zweydeutig vorkam, anfiengen zu lächeln. Der König sah dies, und nichts Unrechts sich bewust, hielt er das Band in die Höhe und rief: wehe dem der davon übel denkt *).

Um dem Gedanken an das Strumpfband der schönen Gräfin alles zweideutig zu benehmen und ihn dafür mit feierlichen und ehrfurchtsvollen Empfindungen zu verbinden, stiftete er den Orden des Hosenbandes, der dadurch um so größeres Ansehn erhielt, daß seiner Mitglieder nicht mehr als sechs und zwanzig seyn durften. Er selbst machte sich zum Großmeister, den Prinzen von Wallis zum Ritter desselben und ertheilte ihn übrigens, nur den verdientesten Männern

*) „Hony Soit qui maby pense“ noch jetzt die Devise des Ordens, der sich immer den ersten Stiftungsregeln getreu gehalten hat.

unter seinem Heere zur Belohnung. Einer von diesen war der Graf von Hollstein.

Mehrmahls hatte dieser seinem Freunde Johann versprochen, nur noch so lange bey dem englischen Heere zu bleiben, bis Calais erobert seyn würde.

Jetzt erinnerte er ihn an sein Versprechen, und drang mit freundschaftlichen Stürmen auf die Erfüllung desselben. Heinrich blieb unschlüssig.

Dringt nicht in mich, theuerster Freund — sprach er endlich — Vielleicht würde es mir leichter, Eurem Rathe zu folgen, wenn nicht aus meinem Innern eine Stimme mir zuriefe, daß es meinen Karakter beschmutzen würde wenn ich blos deshalb das englische Heer verliesse, weil einige Niederträchtige es haben wollen.

Johann. Auch ich würde es Euch nicht rathen, wenn sie Euch nicht durch tausenderley Kabalen und Verfolgungen zu diesem Entschlusse zwängen.

Heinrich. Hindernisse dürfen einen Mann nicht abhalten, seinen Pfad fortzuwandeln. Meinen Verfolgern zum Trotze möchte ich bleiben. Ihr lächelt?

Johann. Verzeiht mir, lieber Graf, ich muthmasse nun die Triebfeder Eures unüberwindlichen Starrsinns. Werdet ihr nicht un-

willig werden, wenn ich Euch meine Muthmaßsung unverholen mittheile? Wird meine Offenherzigkeit Euch nicht beleidigen?

Heinrich. Könnte von meinem liebsten Freunde irgend etwas mich beleidigen, so wäre es dieser unfreundschaftliche Argwohn. Ich bitte Euch, Lieber, sprecht ohne Zurückhaltung.

Johann. Wohlan! Ich glaube, daß Stolz zur unrechten Zeit Euch hier zurückhält. Stolz und edler Trotz zieren den Mann, aber ihre Befriedigung auf Gefahr des Lebens erkaufen zu wollen, wie soll ich dies Beginnen nennen?

Heinrich. Nennt es tollkühn, unklug oder wie es Euch gefällt, wir wollen nicht um Worte streiten. Aber aufrichtig, Prinz, wird man nicht den ehrenvollen Beynamen, der mir bey Cressy zugelegt wurde, in meinem Vaterlande für Schmeicheley oder Schmähung halten, wenn das Gerücht daselbst erzählt: ich sey vor meinen Feinden geflohen? Lieber möchte ich keinen Beinamen haben, als ihm Schande machen.

Johann. Das werdet Ihr nie. Vor Feinden im offenen, gerechten Kampfe zu fliehen, macht Schande; aber zu fliehen, wenn Uebermacht mit Arglist verbunden, gegen ihn streitet, beschimpft den tapfern Mann nicht. Das Verhältniß, indem Ihr mit vielen englischen Gros-

sen steht, kann nicht über Euren, sondern nur über den Karakter der letztern ein nachtheiliges Licht verbreiten.

Heinrich. Nach Eurem Urtheile, aber nach dem Urtheile der Menge?

Johann. Auch nach diesem. Die ehrenvolle Art, wie König Eduard Euch ungern von sich lassen wird, der Ruhm Eurer Thaten, die Achtung, mit der jeder deutsche Ritter, der bey dem englischen oder französischen Heere war, Euren Namen nennt, wird es leiten. Drum, Lieber, flieht die Gefahren die Euch bedrohen!

Heinrich. Die wahrlich nicht so fürchterlich sind, als Ihr wähnt. Meine Widersacher werden müde werden, mich zu verfolgen, da sie sehen, daß ich bisher allen Netzen entgieng, die sie mir stellten. Und machen sie neue Versuche — Gott und der heilige Georg schützten mich bis hieher, sie werden es auch ferner thun.

Johann. Wohl gebeut uns die Religion Gott und seinen Heiligen zu vertrauen; aber im Vertrauen auf ihren Schutz Gefahren zu trotzen, denen wir selbst entgehen können, verbeut sie. Daß Ihr bisher erhalten wurdet, bürgt nicht für die Zukunft.

Heinrich. Wenn ich mein Leben erhalte und verliere meine Ehre, oder auch nur einen

Theil derselben, ersetzt mir eines diesen Verlust?

Johann. Ich sage Euch, das ist ein Hirngespinst. Nicht das geringste werdet Ihr von Eurer Ehre verlieren. Soll ich wiederholen, was ich vorhin sagte.

Er wiederholte, breitete sich noch weiter aus als vorher, sprach über die Begriffe von wahrer und falscher Ehre, die er jedoch nicht philosophisch, sondern rittermässig entwickelte, weitläufig und that alles, um Heinrichen anderes Sinnes zu machen. Da aber, was für diesen allerdings Interesse haben muste, für den Leser wenig haben würde, halten wir für besser diesen Theil des Zweisprachs zurück zu behalten. Als er Heinrichen zu Erfüllung seines Wunsches sich neigen sah, bestürmte er ihn noch auf eine andere Art, von der er hoffte, daß sie den Gedanken, nach Hollstein heim zu kehren, zum festen Entschlusse erheben würde.

Gesetzt — fuhr er fort — Ihr selbst achtet Euer Leben nicht, obgleich die Erhaltung desselben dem Manne so heilige Pflicht ist, als es dem Vaterlande und wahrer Ehre zu opfern; so seyd ihr doch dessen Erhaltung Eurem treuen Weibe, Euren unmündigen Kindern und Eurem ganzen Volke schuldig. Im Namen aller dieser

beschwö-

beschwöre ich Euch, entrinnet der Gefahr, ehe sie Eure Fersen ereilt Ihr werdet nachdenkend — er umschloß ihn mit seinen Armen und drückte ihn feurig an die Brust — O Gatte, Vater, Landesvater, laß mich nicht länger vergebens bitten!

Du hast gesiegt edler Freund — fieng Heinrich an — Ich gehe.

Jetzt zu dem Könige, ihm Euren Entschluß kund zu machen, erwiederte Johann — und dann zu Schiffe. Versprecht mir aber vorher, daß seine Bitten, nichts über Euch vermögen sollen.

Nein das sollen sie nicht — antwortete Heinrich — Laßt uns gehen!

Sie giengen, konnten sich aber ihres Anbringens nicht sogleich bey dem Könige entledigen, weil sie einige Hofleute bey ihm fanden. Eduard las Ungeduld in Heinrichs Mienen, daher er die Hofleute bald entließ und sich zu den Angekommenen wandte.

Ihr scheint etwas auf dem Herzen zu haben, lieber Graf — sprach er zu Heinrichen — Ihr kommt doch nicht wieder mit dem Vorsatze zu mir: mich auf ewig zu verlassen?

Heinrich. Diesmahl mit dem festesten. Ihr werdet mir verzeihen, gnädigster Herr,

wenn ich der Verfolgungen, denen ich hier ausgesetzt bin, endlich einmahl müde werde.

Eduard. Gewiß, Herr Ritter, ich kann Euch das nicht verdenken. Achtung und Freundschaft, dies ist alles, womit ich Euch belohnen kann, und diese sind wirklich kein Ersatz für den mancherley Kummer, den Ihr hier erdulden müsset.

Heinrich. Dem Genusse der Freundschaft eines Mannes, wie Ihr, Herr König, opferte ich willig mein Leben; eben aber hat mir Herzog Johann die Pflicht ans Herz gelegt, es meiner Gattin, meinen Kindern und Unterthanen zu erhalten. Ich muste ihm beistimmen und blos die Befolgung dieser heiligen Pflicht ist es, die mich von Euch ruft. Im Namen Aller hat er mich beschworen, mein Leben zu retten.

Johann. Wie oft dies schon in Gefahr war, ist Euch, gnädigster Herr, vermuthlich nicht unbekannt.

Eduard. Leider weis ich es! Hätte nur das Schicksal gewollt, daß wir einmahl einen dieser Anschläge ganz klar hätten entdecken können, damit Bestrafung der Böswichter, die ihn machten, andern ein schreckliches Beyspiel gegeben hätte.

Johann. Ihr Gewissen wird sie für ihre Frevelthaten bestrafen.

Eduard. Es wäre daher der schwärzeste Undank von mir, Euch Herr Graf länger zurück zu halten, ob ich gleich zu der Bitte, der vielen Verpflichtungen, die ich Euch schon schuldig bin noch eine beyzufügen; nie größere Veranlassung gehabt habe als jetzt. Ziehet hin, Lieber! Mein Dank wird so ewig seyn, als meine Freundschaft.

Heinrich. Kann ich Euch noch einen Dienst leisten, so ziehe ich nicht. Nicht in den Sinn wäre mir dieser Gedanke gekommen, hätte ich geglaubt, daß Ihr meiner Dienste noch benöthiget wäret. Zaudert nicht, Herr König, befehlt was ich thun soll.

Eduard. Den Bitten Eures Freundes nachgeben, dem Rufe Eurer Pflicht folgen.

Heinrich. Das werde ich, wenn ich die Pflicht erfüllt habe, die ich Euch gelobte.

Eduard. Jene Pflichten sind heiliger und älter, als die Eure Freundschaft gegen mich Euch auflegte. Eilt, Graf in Eures Weibes Arme, die sicher wegen Euch in Sorgen steht.

Heinrich. Bey meinem ritterlichen Worte, ich gehe nicht! Laßt mich Eure Befehle hören!

Eduard. O daß mir jene unseligen Worte entschlüpften, die Euch nun mit einem Mahle

die Gefahr wieder vergessen machen, die Euch umgiebt! Vermag die Bitte eines Freundes etwas über Euch, o so beschwöre ich Euch, führt Euren Vorsatz aus.

Heinrich. Mein Vorsatz ist zu bleiben, und den werde ich auch ausführen. Vorher schon befahl mir dies Treue gegen Euch, jetzt auch ein Eid. Sprecht Herr König!

Eduard. Ich sage nichts, aber die Bitte wiederhole ich: Flieht die Schlangen, die um Eure Fersen zischen, ehe ihr Gift Euch tödlich verwundet!

Heinrich. Es steht freilich bey Euch, ob Ihr mir sagen wollt, was vorhin vielleicht schon auf Euren Lippen schwebte! aber so Ihr es auch nicht thut, ich geh doch nicht, Ihr müßtet mich denn von Euch bannen. Dann würde ich gehen, um es der ganzen Welt zu sagen; der britten König sey so undankbar als seine Unterthanen.

Eduard. Euer freundschaftlicher Eifer macht Euch bitter, lieber Graf. Nein wahrlich Eduard ist nicht undankbar! Aber eben weil er es nicht ist, beschwört er Euch, ihn zu verlassen, damit Ihr Euch nicht noch größern Gefahren Preis gebt.

Heinrich. Ich verlasse Euch nicht, und wenn ich diesen Gefahren erläge. Der Gedanke: er fiel in dem Dienste des besten und würdig-

sten Monarchen der Christenheit; würde die Thränen meines Weibes, die ihr die Nachricht von meinem Tode vielleicht auspressen würde, versiegen machen; und meine Kinder und Unterthanen sind versorgt. Mein Bruder Klaus wahrt ihrer mit so väterlicher Obhut als ich. Und nun Herr König, zaudert nicht, deutlicher zu sprechen.

Jetzt begann ein Wortstreit der Freundschaft. Heinrich bat Eduarden: sich zu erklären; Eduard, nach seiner Auffoderung von Herzog Johann unterstützt, bat diesen: nach Hollstein zurückzukehren. Keiner erfüllte des Andern Bitte. Unwillig fieng endlich Heinrich an: ich sehe, daß Ihr mich von Euch verbannen wollt und ich kann mich nicht auflehnen. Er eilte fort, ohne auf Eduards und Johanns Nachrufen zu hören, gab seinen Reisigen und Bogenschützen Befehl: morgen zum Aufbruch nach Hollstein sich fertig zu halten; warf sich dann in seinem Gemach auf einen Sessel und murmelte: Undank!

Kaum hatte er dies erreicht, als Eduard und Johann hinein traten.

Graf — fieng Eduard an — Euer blinder Diensteifer für mich macht Euch ungerecht gegen Euch und mich. Seyd ruhig und hört mich mit kaltem Blute an.

Heinrich. Gern, wenn Ihr mir sagen wollt, daß ich bleiben soll.

Eduard. Ich bitte Euch, laßt mich ausreden. Herzog Johann will mir die Gefälligkeit erzeigen, um die ich Euch bitten wollte. Hört jetzt, worinn sie besteht. Es ist unumgänglich nöthig, daß ich auf einige Tage nach England gehe. Weil ich meine Abreise geheim halten will, geht es nicht füglich an, daß ich meine Freundin Salisbury mit mir nehme, ich wünschte sie also hier unter dem Schutze eines wackern Mannes zurück zu lassen. Herzog Johann hat sich hierzu erboten und es ist mir um so lieber, daß er die Erfüllung meiner Bitte übernimmt, weil nun Ihr statt dieser Gefälligkeit, um die ich Euch bitten wollte, mir eine andere erzeigen könnt.

Heinrich. Ist sie wichtig, so befehlt über mich, sonst — doch es gefalle Euch erst zu sprechen.

Eduard. Seyd so gut, wenn Ihr aber reist, mich verkleidet als einen Eures Gefolgs mit zu nehmen. Auf diese Art kann ich noch weniger bemerkt wegkommen.

Heinrich. Verzeiht, gnädigster Herr, wenn ich diesmahl Eurem Befehle nicht folge.

Eduard. Sollte der Mann der so willig war, mir sein Leben zu opfern, diese Gefälligkeit, klein für ihn, wichtig aber für mich mir abschlagen?

Heinrich. Auch gegen Euren und meinen Freund, Johann, liegen mir Pflichten ob.

Johann. Unsre gegenseitige Freundschaft kann hier keine Hindernisse verursachen.

Heinrich. Allerdings. Sie legt mir Pflichten auf, deren Erfüllung es mir unmöglich macht zu thun was Ihr, Herr König, von mir verlangt.

Johann. Ihr seyd ein Schwärmer, lieber Graf, mit Euren Pflichten der Freundschaft.

Heinrich Und Ihr urtheilt zu rasch, lieber Herzog. Ihr werdet mir beystimmen und Euer Urtheil zurücknehmen, wenn Ihr mich erst gehört habt. Doch ehe ich weiter rede, erlaubt mir zuvor, den, meinen Leuten bereits gegebenen, Befehl: morgen zum Abzuge sich bereit zu halten; zu widerrufen, damit er nicht im Lager bekannt wird, denn nun kann ich nicht reisen.

Eduard. Ihr wollt nicht reisen? Wollt meine Bitte, mich mit Euch zu nehmen, nicht erfüllen.

Heinrich. Verzeiht, wenn ich Eure Frage nicht sogleich beantworte, aber in wenig Augenblicken werde ich wieder bey Euch seyn.

Er eilte hinaus. Die Zurückgebliebenen sahen sich erstaunt an.

In Wahrheit — sprach Eduard — heut ist mir Heinrich ein Räthsel.

Das sich hoffentlich bald aufklären wird — erwiederte Johann.

Wenn ihn nur nicht ein zweiter sonderbarer Einfall in dem Sinn gekommen ist, der uns so viele Mühe macht, als der erste — entgegnete Eduard — und fuhr dann gegen Heinrichen, der unterdessen zurückgekommen war, fort — Nun, lieber, unerklärbarer Mann, erklärt Euch!

Heinrich. Nicht wahr, Herr König Ihr könnt auch, ohne daß ich Euch begleite, im geheim Calais verlassen und nach England übergehen?

Eduard. Das könnte ich vielleicht, aber gewis würde meine Abreise noch weniger bemerkt werden, wenn Ihr thätet, um was ich Euch vorhin bat

Heinrich. Ist Euch die Gräfin von Salisbury, ist Euch Herzog Johann lieb: so erlaubt mir, noch so lange bey Eurem Heere zu bleiben, bis Ihr von England zurückgekommen seyd, er-

heischt dann Euer Vortheil mein Dableiben nicht länger, dann werde ich Euch bitten, mich ziehen zu lassen.

Eduard. Weiter, Ritter, weiter! Ihr spannt unsre Neugier auf die Folter.

Heinrich. Sind die vorhin genannten Personen Euch werth, so gebt mir den Auftrag, den Ihr dem Herzog Johann ertheilt habt.

Johann. Freund statt uns Aufklärung zu geben, führt Ihr uns immer mehr in Finsterniß.

Heinrich. Die so gleich Licht erhellen soll. Die Gräfin von Salisbury hat viele Feinde, von denen ich nur den Graf von Lancaster und das Fräulein Cöleste nennen will um zu zeigen, daß sie allerdings zu fürchten sind, alle diese würden nun auch des Herzogs Johann Feinde werden. Bisher hatte er noch keine, gönnet ihm, Herr König, immer das Glück, auch künftig davon frey zu bleiben. Vertraut die Gräfin mir an, so lange noch ein Blutstropfen in mir fließt, will ich sie schützen.

Johann. Nimmermehr werde ich zugeben, daß Ihr Euch neuen Gefahren aussetzt, wenn der Herr König die Frau Gräfin unter meinem Schutze so sicher glaubt, als unter dem Eurigen.

Eduard. Eben so sicher, lieber Herzog, aber doch bin ich unschlüssig.

Heinrich. Ihr werdet schlüssig werden, gnädigster Herr, wenn Ihr mich erst ganz gehört habt. Es ist wahrlich für uns alle besser, wenn Ihr meine Bitte erfüllt. Ich kann nicht mehr Feinde bekommen, als ich schon habe, so wie sie mich nicht mehr verfolgen können, als sie bereits thaten; und obgleich Herzog Johanns Diensteifer und Treue gegen Euch gewis nicht kleiner ist, als die meinige, so hoffe ich doch, der Frau Gräfin mehr Sicherheit versprechen zu können, als er. Wider gewaltige Angriffe wird sie und mich die Tapferkeit meiner Houlsteiner schützen, wider Gift dieser Ring. Ihr, Freund Johann, werdet mein Gefährte.

Eduard. — Heinrichen umarmend — Edler Mann, wie kann ich Euch nur den tausendsten Theil von dem vergelten, was Ihr für mich thut! — zu Johannen — Nun, Herr Herzog, wir werden wohl dem Grafen folgen müssen.

Johann. Euer Wille, Herr König, ist mir Befehl, aufrichtig aber muß ich gestehen, daß ich meinem Freunde ungern folge, daß ich für ihn zittere.

Heinrich. Seyd ohne Sorgen! Euch Herr König wird es gefallen, mir den Herzog

zum Gefährten und jenes feste Kastel, dort uns schräg über, zur Wohnung für die Frau Gräfin und mich, zu geben. Mit des Herzogs und seiner Getreuen Hülfe und mit meinen Hollsteinern trotze ich in dieser Feste einem ganzen Heere. Seyd Ihr nun schlüssig, gnädigster Herr?

Eduard. Ich überlasse mich Euch ganz, Freund sonder gleichen. Thut was Euch gut dünkt. Um Euch wenigstens von einem Feinde zu befreien, will ich den Graf Lancaster mit mir nehmen. Bald komme ich wieder. Gott stehe Euch bey.

Heinrich. Lancasters Entfernung wird uns wenig frommen, da doch seine Kreaturen hier bleiben, und von ihm unmittelbar haben wir nichts zu fürchten.

Eduard gieng, um Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, und Johann gab durch seine Mienen zu erkennen, daß er mit seinem Freunde nicht zufrieden war. Wollte Gott, daß Ihr abgereiset wäret! Diesmahl denke ich gieng Eure freundschaftliche Vorsicht zu weit. In der kurzen Zeit, bis Eduard wiederkömmt, würde niemand es entdeckt haben, daß die Gräfin unter meinem Schutze lebte und also auch niemand mir nachgestellt haben.

Und bey Euch, Mann dessen Muth ich oft bewunderte, geht diesmahl die Furcht zu weit —

erwiederte Heinrich — Ich bitte Euch, seyd unverzagt.

Eben so geheim als Eduard zu Schiffe gieng, verwechselte die Gräfin von Salisbury das Landhauß, wo sie sich bis jetzt aufgehalten hatte mit dem von Heinrichen vorgeschlagenen Kastel, wo dieser und Herzog Johann ihr, der Abrede gemäs, Gesellschaft leisteten. Umgeben von seinen Hollsteinern und den Leuten des Herzogs glaubte Heinrich sich und die Gräfin vollkommen sicher.

Des andern Morgens machte der schwarze Prinz dem ganzen Heere bekannt, daß sein Vater es auf eine kurze Zeit verlassen hätte. Schon vorher war der Königin Nachricht gebracht worden, daß die Gräfin von Salisbury gestern Abends ausgeritten und noch nicht wieder gekommen wäre; keiner ihrer Kundschafter wuste aber etwas davon, daß sie sich in Calais bey dem Grafen von Hollstein befände. Der Königin fiel es nicht ein, nach ihrem Aufenthalte zu forschen, da sie nicht zweifelte, daß sie den König begleitet haben würde.

Dieser hatte zwar geglaubt in einigen Tagen wieder bey seinem Heere eintreffen zu können, schon waren aber acht verflossen und er kehr-

te noch nicht wieder. In einem Schreiben meldete er hingegen dem schwarzen Prinzen, daß unvermeidliche Nothwendigkeit ihn noch eine kurze Zeit zurück halten würde.

Nun Freund — sprach an demselben Tage Johann zu Heinrichen — reut es Euch nicht, daß Ihr meinem Rathe nicht gefolgt und nach Hollstein abgereist seyd? Heut könntet Ihr in Eures geliebten Weibes Armen ruhen.

Heinrich. Frohlocket nicht zu früh. Daß Ihr bis jezt meiner Hülfe nicht bedurftet, beweist noch nicht, daß sie Euch ganz entbehrlich ist.

Johann. O freilich können noch oft Fälle kommen, wo sie mir nöthig seyn wird, aber hier in Calais gewis nicht. Niemand ahndet, daß die Gräfin in dieser Feste sey. Wir leben ruhig und auch Euch, lieber Heinrich, stellt man nicht mehr nach.

Heinrich. Wir gleichen den Schiffenden während einer Windstille, bald werden Sturm und Ungewitter aus unserm Traume uns aufschrecken.

Johann. Schwarze Truggestalten schrecken Euch, theurester Freund.

Heinrich. O nein, mich schreckt nichts, aber die Sicherheit, in der wir bisher lebten, soll mich auch nicht einschläfern. Gestern fieng

ich bey nahe auch an, zu glauben was Ihr heut noch glaubt und mich überreden wollt.

Johann. Und hättet Ihr wirklich Ursache, heut anders zu denken?

Heinrich. Leider sehr triftige! Ihr werdet wissen, daß wir, so lange wir hier hausen vielleicht noch nicht zwanzig Menschen sahen, die nicht zu den Unsrigen gehörten, weil sich nur selten jemand in diesen abgelegenen Theil der Stadt verirrt, und heut allein sahe ich deren wenigstens dreissig.

Johann. Wahrscheinlich ein blosser Zufall der Euch keine Furcht machen sollte.

Heinrich. War das auch Zufall, daß Alle so forschend nach den Fenstern unsrer Wohnung blickten, daß mehrere rund um dieselben giengen?

Johann. Vielleicht. Vielleicht lieh ihnen auch blos Eure Einbildungskraft den forschenden Blick.

Heinrich. O nein meine Sinne täuschen mich nicht. Ich sah dies neugierige Forschen, sah und hörte, daß sie mit den Schildwachen Gespräche anzufangen sich bemühten, welches aber die Verschlossenheit unsrer Leute, die ihnen gar keine oder nur einsilbige Antworten gaben, unmöglich machte.

Johann. Nun das Resultat Eurer Bemerkungen, lieber Graf?

Heinrich. Ist, daß man den Aufenthalt der Gräfin in diesen Mauren ausgekundschaftet hat. Wir wollen uns deshalb nicht von Furcht ergreifen lassen, aber auf unserer Huth zu seyn, befiehlt uns die Klugheit.

Hierinn stimmte ihm Johann bey, ob er sich gleich nicht überzeugen konnte, daß dies Erscheinen vorher nicht gesehener Menschen in ihrer Nähe auf Gefahr für sie deute, weil er sich fest einbildete, Neugier könnte nicht durch die dicken Mauren ihrer Feste dringen. Verrätherey in ihrem Innern konnte er nicht vermuthen, da nur seine getreuen Mecklenburger und die eben so treuen Hollsteiner sie bewohnten. Auch da begann sein Glaube noch nicht zu wanken, als er des andern Tages mit eignen Augen sich überzeugte, daß nicht blos Heinrichs Einbildungskraft den Vorüberwandelnden neugierig forschende Blicke geliehen habe. Er bat Heinrichen um Verzeihung, daß er gestern für ein Geschöpf seiner Einbildungskraft gehalten hätte, was er nun selbst sah, behauptete aber doch, daß man der Gräfin Anwesenheit gewiß nicht bey ihnen vermuthete.

Unsere Absonderung von dem übrigen Heere — fuhr er fort — muß nothwendig Auf-

merksamkeit erregen. Den Grund derselben zu erforschen, dies ist ohne Zweifel die einzige Absicht der Späher, die uns beobachten.

Gesetzt, daß, sie es wäre, — wandte Heinrich ein — kann nicht leicht einer auf den Einfall kommen: die Gräfin habe zu dieser Absonderung die Veranlassung gegeben?

Würde die Gräfin nicht allgemein bey dem Könige geglaubt, dann wäre es möglich, so aber nicht — antwortete Johann.

Mit der nämlichen Jacht, die Briefe vom Könige brachte, kann auch Lancaster geschrieben haben — erwiederte Heinrich — Und hat dieser gemeldet, daß die Gräfin nicht beym Könige ist, so werden Alle muthmassen, daß sie sich bey uns befindet.

Wieder ein Hirngespinnst — entgegnete Johann — daß ihn Eduard mit sich nahm, wird den Graf Lancaster zu der Hoffnung aufblähen: doch noch zu werden, wonach er so lange vergebens rang. Ist es wohl wahrscheinlich, daß diese Hoffnung ihm verstatten wird, etwas zu unternehmen, das dem Könige misfallen müßte.

Nein — urtheilte Heinrich — ob aber Lancaster dies, oder nicht vielmehr glaubt, daß der König ihn mit sich genommen habe, um ihn

von

von der Salisbury zu entfernen, das ist die streitige Frage. Ich entscheide für das Letztere.

Und ich für das Erstere — endigte Johann — weil es mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Die Bitte der Gräfin: zu ihr zu kommen; endigte das Gespräch. Der Erfolg der Geschichte wird zeigen, welches Urtheil am richtigsten war.

Die dumpfige Luft in dem Kastel, machte auf die Gesundheit der Gräfin von Salisbury schädlichen Eindruck. Sie wurde um so unruhiger darüber, weil Klugheit ihr widerrieth, sich dem Leibarzte Eduards zu entdecken, doch beruhigte sie sich wieder ein wenig, da Heinrich ihr einen seiner Leute sandte, der etwas von der Heilkunst verstand. Dieser Mann versicherte ihr: das einzige Mittel um nicht völlig zu erkranken sey Bewegung und Einathmung frischer, gesunder Luft; ein Mittel das, so leicht es auch ist, für die arme Gräfin äusserst schwer war. Wie konnte sie in ihrer Wohnung reine gesunde Luft geniessen. In der Feste war sie dumpfigt ausser derselben vergiftete sie das unreine Wasser, das einen rund um das Kastel gehenden Graben

füllte. Oft bat sie den heilkundigen Mann, sich ein anderes anwendbares Mittel auszudenken, er aber blieb fest dabey, daß das vorgeschlagene das einzige wäre.

Der Zustand der Kranken wurde immer bedenklicher. Die Lilien und Rosen ihrer Wangen verblüheten so schnell, daß sie, wenn der Spiegel diese schreckliche Veränderung ihr sichtbar machte, fürchtete: Eduard würde sie bey seiner Zurückkunft nicht mehr kennen. Auch Heinrich und Johann sahen dieses plötzliche Dahinwelken so überirdischer Reitze mit Trauern, doch konnte sich der erstere nicht entschliessen, die Bitte: sie austragen zu lassen, um in dem Gartem beym Landhause in der lachenden Ebene neues Leben und Gesundheit einzuathmen, zu erfüllen, so oft auch die kranke Schöne sie an ihn that.

Glaubt es, edle Frau — antwortete er — daß es mir äusserst schmerzhaft ist, Euch dieses so billige Verlangen nicht stillen zu können; aber fürwahr seine Erfüllung wäre allzu gefährlich für Euch. Geduldet Euch noch ein wenig. Vielleicht bessert es sich, vielleicht kehrt König Eduard in etlichen Tagen wieder.

Drey Tage vergiengen. Es besserte sich nicht, und König Eduard kehrte noch nicht wieder. Die Gräfin wiederholte ihre Bitte so oft

sie ihren Beschützer sah und bestürmte vorzüglich den Herzog Johann damit, weil dieser zu ihrer Erfüllung geneigter schien als Heinrich. Einst als sie sich allein mit ihm befand, gelang es ihr, ihm das Versprechen desselben abzulocken. Von ihr weg gieng er zu Heinrichen.

Ihr werdet auf mich zürnen — sprach er zu ihm — Ich habe der Gräfin versprochen ihr morgen ihre Bitte zu erfüllen, denn fürwahr, es ist die höchste Zeit!

Heinrich. O Herzog, was habt Ihr gethan! Ewig werdet Ihr dieses Versprechen bereuen!

Johann. Ich hoffe das Gegentheil. Wäre auch wirklich die Erfüllung dieser so oft so flehentlich wiederholten Bitte der Gräfin mit Gefahr verbunden, so ist sie doch Pflicht. Was würde Eduard sagen, wenn er bey seiner Rückkehr die Gräfin, die er so blühend verließ, tod oder doch dem Tode nahe fände?

Heinrich. So gefährlich ist der Gräfin Krankheit nicht, daß sie den Tod befürchten müste, und ihre Schöne wird bald wiederkehren, wenn sie ihren jetzigen Aufenthalt verlassen hat. Besser der König erschrickt ein wenig über ihre Veränderung, als über die Unfälle, die die Er-

füllung Eures zu raschen Versprechens zur unausbleiblichen Folge haben würde.

Johann. Ich hoffe meine Einrichtung so getroffen zu haben, daß wir nichts befürchten dürfen.

Heut sprechen, nach meinem Auftrage, einige meiner Leute, so laut, daß die Lauscher, die um unsre Feste schleichen, es hören können, von einer mir zugestossenen Krankheit, und das mir gerathen worden wäre, frische Luft zu geniessen. Morgen lege ich die Rüstung meines Leibknappen an. Wer dann unserem Zuge begegnet, wird nicht zweifeln, daß ich mich krank in der Sänfte befinde, in der wir die Gräfin mit Kunigunden nach dem Landhause bringen, wo wir nicht entdeckt werden können, weil es jetzt niemand bewohnt, als ein alter Voigt, der Eduarden und der Gräfin völlig ergeben ist.

Heinrich. Diese Mummerey könnte ganz gut seyn, wenn man die Gräfin nicht bey uns vermuthete, so aber ist sie ohne Nutzen. Und daß man sie wirklich bey uns vermuthet, davon bin ich so gewiß überzeugt als daß ich jetzt mit Euch rede. Ihr müßt nun freilich Euer Versprechen halten, doch will ich einen Versuch machen, ob ich es dahin bringen kann, daß die Gräfin selbst euch davon losspricht.

Dieser Versuch mißlang. Die Gräfin dachte nur an die Gefahr, in der sie und ihre Schönheit sich befand, die Versicherung Heinrichs, daß sie in noch weit größere kommen würde, wenn sie von ihrem Vorsatze nicht abstünde, machten nicht den geringsten Eindruck auf sie.

Ist Euch mein Leben lieb, edler Ritter — sprach sie — so laßt mich nicht länger bitten.

Euer Wille geschehe — antwortete Heinrich — Aber ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn Euer Unternehmen, wie ich fürchte, unglücklich abläuft.

Wie, Ihr wollet uns nicht begleiten? — fragte die Gräfin ängstlich.

O ja, das will ich — tröstete sie Heinrich — begleiten und beschützen will ich Euch, so gut ich vermag. Gebe nur der Himmel, daß nicht vielleicht Schutz und Vorsicht unnütz ist!

Den andern Tag gieng der Zug vor sich. Johann, in der Rüstung seines Leibknappen, ritt der Sänfte zur rechten, Heinrich mit bangem Herzen zur linken Seite, funfzig Ritter und Reisige begleiteten sie. So kamen sie wohl behalten bey dem Landhause an. Heinrich stellte Posten an alle Eingänge, und wandelte, so furchtlos er auch sonst war, voll Furcht mit der Gräfin und dem Herzoge im Garten herum. Die Gräfin versicherte, daß sie sich gestärkt und wohl

fühle und wußte nicht Worte genug zu finden, ihr Dankgefühl ihren Begleitern zu erkennen zu geben.

Der Abend brach herein, und nun erst begann Heinrich freier zu athmen, denn in der Sänfte, umgeben von seinen und Johannes Getreuen, fürchtete er nichts für die Gräfin. Als sie den Garten verlassen wollten, entfernte sich die Gräfin an einen Ort, wohin ihr zu folgen Bescheidenheit ihren Begleitern verbot. Sie warteten ein wenig und Johann war eben im Begrif seines Freundes wegen seiner unnöthigen Furcht zu spotten, als der Gräfin und Kunigundens Geschrey: Hülfe, Hülfe! ihn daran verhinderten.

Sie eilten hinzu, fanden aber nur noch Kunigunden, die sich die Haare zerraufte und die Hände rang. Mit ihrer Gebieterin sprangen einige Männer in ein Gebüsch, Johann und Heinrich ihnen nach. Jetzt warfen sich jene mit ihrer Beute in ein Boot und setzten über einen Fluß, der den Garten von dieser Seite begränzte. Am jenseitigen Ufer hielten Reuter nebst einigen ledigen Pferden. Jene schossen Pfeile nach unsern Rittern ab, auf diese schwangen sich die Räuber der Gräfin, nachdem sie diese halb tod in eine Sänfte getragen hatten, und in we-

nig Augenblicken, waren sie Heinrichen und Johannen aus dem Gesichte verschwunden.

Nun, Herzog — rief Heinrich mit fürchterlicher Stimme — seht Euer Werk!

O daß ich diesmahl Eurem Rath gefolget wäre — erwiederte Johann — Doch jetzt ist es nicht Zeit zu sprechen. Auf! die Unglückliche zu retten!

Das wollen wir, — antwortete Heinrich — Wenn nur unsere Hülfe nicht zu spät kommt, denn ehe wir über den Fluß setzen, haben die Räuber bereits einen großen Vorsprung gewonnen.

Indes unsere Ritter den Räubern der Gräfin nachsetzen, wollen wir den Lesern, über den Unfall, der dieser begegnete, einige Erläuterung geben.

Heinrichs Vermuthung die er einst gegen den Herzog Johann äusserte, war wirklich richtig: die Jacht, die Eduards Brief an den Prinzen von Wallis überbrachte, hatte auch ein Schreiben von dem Grafen Lancaster an die Königin mitgebracht; und es kam dem Grafen nicht in den Sinn, zu glauben, daß Eduard ihn deshalb mit sich genommen hätte, um ihn einen Beweis einer Gunst und seines vermehrten Zutrauens

zu geben, im Gegentheil hielt er die Absicht: ihn von der Gräfin Salisbury und von den Grafen von Hollstein zu entfernen: für die einzige Ursache dieser ihm widerfahrnen Ehre.

Seit dieser ehrgeizige Mann sahe, wie viele Hindernisse der Erreichung seiner Absicht: Eduards Liebling zu werden, sich entgegen stellten, hatte er überhaupt alle Hoffnung aufgegeben, sie je zu erreichen, aber die Hoffnung: eine große Rolle im Staate zu spielen: gab er noch nicht auf. Er wollte nicht mehr Eduards Liebling werden, trachtete aber dagegen, der Königin Philippe das zu werden, was einst Mortimer der Mutter Eduards war. Daß Philippe nicht weniger Begierde und Geschicklichkeit zu herrschen besässe, als weiland Königin Isabelle, wußte er, und weil er seinen Absichten und Wünschen gemäs war, schrieb er ihr eben so viel Grausamkeit und Untreue gegen ihren Gemahl zu. In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Frankreich, hatte er schon im geheim an der Ausführung dieses Plans gearbeitet, er war Willens seine Arbeiten auch in England fortzusetzen, zumahl da es ihm gelungen war, sich schon ein wenig in der Königin Gunst zu stehlen.

Er übersendete ihr daher einen Brief, worinnen er ihr meldete, daß die Gräfin von Sa-

lisbury sich nicht mit in England befände, wie königliche Majestät muthmassen würde. Er verbarg ihr seinen Argwohn nicht, daß die Gräfin jetzt wahrscheinlich unter Johanns und Heinrichs Schutze lebte, weil sich diese, wie er erfahren hätte, von dem übrigen Heere so abgesondert und entfernt hielten. Schlüßlich gab er ihr zu verstehen, daß sie jetzt die Gelegenheit in Händen hätte, sich von ihrer Nebenbuhlerinn zu befreien, in welchen Falle er alle seine Leute zu ihren Diensten anbot und ihr besonders dem Ritter Olivier zum Vertrauten empfahl.

Dieser Ritter war es auch, welcher der Königin den Brief überbrachte.

Hat Euch der Graf von Lancaster schon etwas von dem gemeldet, was sein Schreiben an mich enthält — fragte die Königin, nachdem sie den Brief gelesen hatte.

Er sagt mir weiter nichts, als daß ich alles augenblicklich und gewissenhaft thun sollte, was Ihr, gnädigste Frau mir befehlen würdet — antwortete der Ritter Olivier.

Der Graf schreibt mir, daß ich mich Euch ganz anvertrauen könnte. Vielleicht könnte ich mich Eurer Dienste benöthigt seyn, darf ich auf sie rechnen? — fuhr die Königin fort.

Eure Befehle werden mich ehren, wie das gute Zutrauen meines Lehnsherrn — erwiedert

te der Ritter — Indem ich jene nach bestem Vermögen befolge, werde ich mich dieses noch würdiger machen. Im voraus schon schwöre ich auf mein Schwerdt meiner gnädigsten Frau Königin, ewige, unverbrüchliche Treue. Ich brenne vor Begierde Ihrer Majestät zu dienen.

Ich danke Euch, Herr Ritter, für Euer Anerbiethen. Seyd so gefällig, morgen früh wieder zu mir zu kommen — endigte die Königin das Gespräch.

Der Ritter verließ sie und Cöleste, jetzt völlig Philippens Vertraute, näherte sich ihr. Vergebens bemühete sie sich die Neugier zu verbergen, die sie wegen des Briefes plagte, den die Königin erhalten hatte. Sie sprach laut aus jeder ihrer Mienen.

Hier, liebe Cöleste — sprach die Königin und gab ihr den Brief — lies selbst und gieb mir guten Rath.

Cöleste. Also war meine Vermuthung wirklich richtig! So bald ich erfuhr, daß Herzog Johann und sein Freund das Kastel zum Aufenthalt gewählt hätten, dachte ich gleich, daß auch die Gräfin von Salisbury es bewohnen würde.

Philippe. Du vermuthetest dies, und theiltest mir kein Wort von deiner Vermuthung mit.

Cöleste. Verzeiht, gnädigste Gebieterin, daß ich es nicht that, aber alle Mühe würde vergebens gewesen seyn, Euch den Glauben zu benehmen; die Gräfin sey übers Meer gegangen.

Philippe. Jetzt, liebes Mädchen, geschwind deinen Rath was ich thun soll.

Cöleste. Ihr befehlt, gnädigste Frau und, in Wahrheit, hier wird rathen nicht schwer.

Philippe. O mehre meine Ungeduld nicht, durch eine unnütze Einleitung.

Cöleste. Ihr müßt diese günstige Gelegenheit, die Gräfin, diese Verrätherin und gefährliche Nebenbuhlerin aus dem Wege zu schaffen, nicht ungenuzt vorbey streichen lassen.

Philippe. Dies sagt mir Lancaster auch schon, und ich wüßte es allenfalls ohne ihn und deine Weisheit. Aber wie? Weist du das nicht, o so schweige immer.

Cöleste. Vergönnet mir zu vollenden. Das Wie ist leicht zu beantworten. Hat meine gnädigste Beherrscherin unter den Aebtissinnen in Hennegau nicht eine Bekannte, der sie sich anvertrauen kann?

Philippe. O ja, die Aebtissin des Sankt Magdalenen Klosters, das nahe an der Gränze liegt, ist meine vertrauteste Freundin. Ich

denke zu errathen was du sagen willst, aber —

Cöleste. — sie unterbrechend — Erlaubet mir auszureden gnädigste Frau. In dieses Kloster schickt ihr die freche Salisbury, um da für ihre Verbrechen zu büssen. Dies wäre mein Rath.

Philippe. O nein, Cöleste, ewige Einkerkerung, wäre zu harte Bestrafung.

Cöleste. Zu hart für ein Weib, das solcher schwarzen Verbrechen sich schuldig machte? Das sich Eure Gunst, eure Freundschaft aus keinen andern Grunde erschlich, als im Besitz desselben das Herz Eures Gemahls um so leichter rauben zu können?

Philippe. Du hast Recht, diese Verbrechen sind der strengsten Ahndung werth: dennoch aber scheint mir die von Dir vorgeschlagene Bestrafung allzu hart.

Cöleste. Und Ihr, gnädige Frau Königin — verzeiht meiner Kühnheit — scheint mir allzu gnädig. Kann eine so milde Strafe zu hart seyn, für ein Verbrechen das den schmählichsten Tod verdiente?

Philippe. Würde der Gräfin von Salisbury; einem Weibe, das alles besitzt, was das Leben froh und glücklich machen kann, ewige Ein-

sperrung in ein Kloster von strenger Regel nicht schmerzlichere Bestrafung seyn, als der Tod?

Cöleste. Nun so laßt ihr unverdiente Gnade widerfahren, und sie unter beyden wählen.

Philippe. Du bist barbarischer als ich es dir zugetraut hätte. Willst du keinen andern Rath?

Cöleste. Keinen. Auch keine andere Wahl für Euch, als entweder für die Gräfin Tod oder das Kloster und für Euch Eduards wieder erlangten Besitz oder für jene Leben und Freyheit und für Euch Schmach, Kummer, völligen Verlust von Eduard Liebe und vielleicht auch des königlichen Thrones. Verzeiht Eurer unterthänigen Dienerin, daß sie dieses hinzusetzt; aber wahrhaftig, gnädigste Frau, Ihr wäret nicht die erste Königin, die eine Buhlerin vom Throne stiesse, um ihre Schande unter seinem Glanze zu verbergen.

Philippe. Mich schaudert. Mahle dies Grausen erregende Bild nicht weiter aus.

Cöleste hatte ihren Zweck erreicht. Sie schwieg, gewis überzeugt, daß die Königin die von ihr angefangenen Staffelei schon vollends selbst vollenden würde. Diese sprach den übrigen Theil des Tages wenig, denn die, von Cölesten, ihr eröfnete, schreckliche Aussicht, beschäftigte sie zu sehr. Die Nacht brach herein, Un-

ruhe und schwarze Phantasie hielten sie wach, der grauende Morgen fand sie noch ohne Schlaf. Jetzt schlief sie endlich ein, doch nur zu größern Qualen, ein fürchterlicher Traum schreckte sie bald wieder auf.

Im Traum war es ihr vorgekommen, als ob sie auf einem Bette mit peinigenden Schmerzen kämpfte. Befehlt Eure Seele Gott, sprach der Arzt zu ihr, wider das Gift, das in Euch wüthet, ist keine Hülfe. Jetzt trat die Gräfin von Salisbury an ihr Lager. Nun hat unser Streben ein Ende — sagte sie mit höhnischem Lächeln — Hier in diesem Grabe vergeßt Ihr den Ruhm, nach dem Ihr strebtet und ich freue mich dort auf jenem Throne, an König Eduards Seite, meines gelungenen Plans.

Die Königin, zitternd über das Traumgesicht, rief bey ihrem Erwachen: Hülfe, Hülfe! befreit mich von der Mörderin Salisbury.

Cöleste eilte herbey: Was fehlt meiner gnädigsten Gebieterin — fragte sie — Was war das?

Gott weis — antwortete die Königin, als sie sich nach einigen Augenblicken wieder ein wenig erholt hatte — ob es blosses Spiel meiner Phantasie, oder Warnung meines Schutzgeistes war.

Erwünschter konnte Cölesten nichts kommen, als dieser Traum. Sie gab sich alle Mühe die Königin glauben zu machen: daß er Warnung wäre; und sie erreichte ihre Absicht vollkommen. Sie wendete alles mögliche an, die Erbitterung Philippens gegen die arme Salisbury auf das höchste zu treiben, und freute sich innigst, als die Königin endlich den Ausspruch that.

Ja sie soll ins Kloster, die Verrätherin! Aber Cöleste wie werden wir sie in unsre Hände bekommen.

Laßt mich sorgen — erwiederte Cöleste — Kunigunde, das Mädchen, das die Gräfin so treu glaubt, ist meine Vertraute. Von ihr erfuhr ich sonst alles, was Eurer Feindin begegnete, nur jetzt seit sie sich in dem Kastel befindet, habe ich nichts von ihr gehört, vermuthlich weil es ihr an einen Bothschafter fehlt, mir ihre Nachrichten zu hinterbringen. Kunigunde kann schreiben, ich auch. Wir brauchen also nur noch jemand, der unsere Briefe treu und unentdeckt hin und wieder trägt.

Und den wirst Du nicht finden — wendete die Königin verdrieslich ein.

Noch einmal, gnädigste Frau — antwortete ihre Vertraute — laßt mich sorgen. Gefällt es Euch mich mit Gelde zu versehen, so soll

noch heut, oder wenigstens morgen ein Brief von Kunigunden in Euren Händen seyn. Geld öfnet verschloßene Thüren und Zungen, auch uns wird es sie öfnen.

Nimm diesen Beutel, liebe, treue Seele — rief die Königin freudig — Ist er erschöpft, so fordere mehr.

Auf Cölestens Verlangen sendete nun Olivier seine Leute aus, um unter den Hollsteinern oder Mecklenburgern einen zu ihrer Absicht tauglichen Mann zu finden. Das beyder Verschlossenheit ihre Mühe vergebens machte, haben unsere Leser schon aus dem Vorhergehenden ersehen. So vergiengen drey Tage und Cöleste hatte noch nicht einmahl einen Brief in Kunigundens Hände gebracht, vielweniger von ihr einen erhalten. Die Königin begann ungeduldig zu werden und Cölesten wegen ihrer leeren Hofnung Vorwürfe zu machen, und diese selbst fieng an, an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln.

Einige Besuche, die verschiedene englische Ritter Heinrichen oder Johannen machten, waren eben so unnütz. Keinen glückte es Cölesten zu sehen und hätte sie einer gesehen, so würde er dennoch nicht mit ihr haben sprechen können, da die Beschützer der Gräfin Salisbury jeden Blick dieser Späher beobachteten.

Olivier meldete Cölesten alle diese verunglückten Versuche, und daß es seinen Abgeschickten durchaus unmöglich wäre, nur ein Gespräch mit den Hollsteinern oder Mecklenburgern anzufangen, noch viel weniger könnten sie einen zum Theilnehmer ihres Vorhabens machen.

Ist denn kein einziger Engländer mehr im Kastel — fragte Cöleste.

Ein alter Mann der eines Löwen wartet, den König Eduard im Hofe des Kastels in einen Käfich stecken ließ, ehe es seine jetzigen Bewohner bezogen — antwortete Olivier — Aber diesen Mann, aus dessen greisem Gesichte Ehrlichkeit und Unschuld spricht, können wir zu nichts brauchen. Gewis hätte ihn auch der Graf von Hollstein nicht bey sich behalten, wenn er von ihm das geringste zu fürchten hätte.

O — erwiederte Cöleste — wir können getrost einen Versuch machen. — Gesichtszüge täuschen.

Versucht es selbst Fräulein — entgegnete Olivier — alle Tage um die Mittagsstunde geht der Greis Eurer Wohnung vorüber, für seinen Löwen Wasser zu holen.

Cöleste wartete seiner, und als er unter der Last seiner Wassereimer daher schwankte, redete sie ihn freundlich an.

Armer Mann, Ihr seyd so alt und müßt noch solche schwere Arbeit verrichten.

Ach, holdseliges Fräulein — erwiederte der Alte — bald geht es nicht mehr. Meine Kräfte verlassen mich. O ich hätte es nicht gedacht, daß meine drey Söhne alle früher sterben und ihren alten Vater hülflos zurück verlassen würden.

Cöleste. Ihr hattet drey Söhne und keiner lebt mehr! Trauriges Loos!

Der Alte. Ja wohl! Doch ist das mein Trost, daß sie, für ihren König kämpfend, alle eines rühmlichen Todes starben. O daß dieser Arm noch Kraft hätte, daß ich auch für den großen Eduard fechten könnte

Cöleste. Nein Ihr bedürft Ruhe, und die soll Euch werden. Wo lebst Du jetzt ehrlicher Alter?

Der Alte. Im Castel, wo der Graf von Hollstein haußt, füttere ich einen Löwen.

Cöleste. Du dauerst mich armer Mann. Nimm hier diese beyden Goldstücke und thue Dir gütlich. Bald sollst Du mehr erhalten. Du besinnst dich? Nimm sie, ich bitte Dich.

Der Alte. Mildes, holdseliges Fräulein, wie soll ich Eurer Güte danken!

Cöleste Du sollst mir gar nicht danken, aber einen Gefallen kannst du mir erzeigen.

Der Alte. Gern. Durch das Feuer will ich für Euch laufen wenn Ihr wollt.

Cöleste. Du sollst nur einer gewissen Kunigunde, die sich auch in Euerm Kastel aufhält, einen Brief überliefern. Kennst du dies Mädchen?

Der Alte. Nein es sind vier Frauenzimmer bey uns, aber von keiner weis ich den Namen, habe noch keine anders als dicht verschleiert gesehen.

Cöleste. Der, die unter ihnen am wenigsten prächtig gekleidet ist, giebst Du dieses Briefchen, doch so, daß die andern davon nichts gewahr werden. Bist du verschwiegen und trägst noch einige Briefe hin und her, so werde ich dir so viel Goldstücke geben, daß Du keinen Löwen mehr zu füttern brauchst und ruhig leben kannst.

Der Alte besorgte den Brief nach Cölestens Wunsche, und nun gieng der Briefwechsel zwischen ihr und Kunigunden täglich ununterbrochen fort. Cöleste versprach dieser, wenn sie ihre Gebieterin der Königin überliefern würde, außer einem beträchtlichen Geschenk, eine Stelle unter den Kammerfrauen der Königin, und Kunigunde, deren Mienen und Betragen die Gräfin von Salisbury so sehr getäuscht hatte, als sie selbst

vorher die Königin, gelobte, ihre Gebieterin zu verrathen. So bald sie daher etwas von dem Ausgange der Gräfin erfuhr, gab sie zugleich Cö⸗lestin Nachricht davon und versprach zugleich: ihre Gebieterin ohne Heinrichs oder Johannes Gesellschaft, an einen von ihr bezeichneten Ort zu bringen, in dessen Nähe der Königin Getreue ihrer warten sollten. Daß dieser Anschlag ge⸗lang haben unsere Leser schon aus dem Vorher⸗gehenden gesehen, ob sie gleich vielleicht nicht ge⸗ahndet haben, daß Kunigunde, die sich verzweif⸗lungsvoll die Haare ausraufte, Theilnehmerin an der Frevelthat war.

Die arme Gräfin von Salisbury war in der Sänfte, in welche sie die Räuber warfen, wirklich ohnmächtig worden. Ihre Begleiter sahen nicht nach ihr und liessen sie ohne Hülfe liegen bis ihre Lebensgeister nach einiger Zeit von selbst wiederkehrten. Jetzt erst fühlte sie die ganze Größe ihres Unglücks. Sie schrie nach Hülfe und bat ihre Begleiter um Gottes und al⸗ler Heiligenwillen, ihr zu sagen, wo sie mit ihr hinwollten.

Zuerst — antwortete Einer — rathe ich euch, laßt euer Schreien. Es hilft Euch nichts; denn gesetzt, daß jemand käme der Euch uns rauben wollte: so haben wir Befehl Euch eher in die Arme des Todes zu liefern, als Euch

einem andern zu überlassen. Uebrigens dient Euch zur Nachricht, daß wir Euch in ein Kloster bringen, daselbst Eure Sünde abzubüssen.

Gott — rief die Gräfin — was habe ich gethan, das solche Strafe verdiente!

Schlimm genug — erwiederte Jener — wenn Euch das Euer Gewissen nicht sagt.

Die unglückliche, wirklich zu hart bestrafte Gräfin war von neuen einer Ohnmacht nahe. Ihrer selbst unbewußt verstrichen einige Stunden, als Geschrey und Waffengeräusch sie aus ihrer Sinnlosigkeit weckte. Sie lauschte durch einen Ritz der Sänfte, der als sie übrigens fest zu gemacht wurde, um den Vorübergehenden den Anblick der Gräfin zu entziehen, übersehen worden war, und erblickte einen Trupp Franzosen mit ihren Begleitern in einem hitzigen Gefechte begriffen. Indes die Pferde an ihrer Sänfte zu schnellerm Laufe angetrieben wurden, schrie sie, so laut es ihre Kräfte erlaubten;

Hülfe, Hülfe! edle Ritter steht einer Unglücklichen bey, die man entführen will!

Einige Franzosen sprengten herbey und bemächtigten sich der Sänfte, ohne daß, die sie begleiteten, es verhindern konnten. Das Gefecht dauerte lange, endlich entschied der Sieg zum Vortheil der Franzosen. Ihr Anführer

näherte sich der Sänfte, ließ sie öfnen und sprach zur Gräfin, indem er ihr die Hand küßte: Danket Gott, schöne Dame, Ihr seyd gerettet.

Vor Uebermaaß der Freude sank die Gräfin in ihres Retters Arme.

Ich danke Gott und Euch edler Mann! — rief sie — aber ach noch bin ich nicht ganz gerettet.

Wenigstens in Sicherheit, das schwöre ich Euch bey meiner ritterlichen Ehre — erwiederte der Ritter und setzte hinzu — darf ich wissen, wen ich so glücklich war zu retten?

Die Gräfin von Salisbury — entgegnete die Befreite — die Euch ewig danken wird. Aber Herr Ritter, ich bitte Euch, macht Eure Güte vollkommen und gebt mir sicheres Geleit, nach Calais zu dem Grafen von Hollstein zu kommen.

Zuvor edle Dame gefalle es Euch ein wenig in meiner Burg zu rasten, damit Ihr Euch durch Speise, Trank und Schlaf wieder stärkt — bat der Ritter.

Viel hatte die Gräfin dawider einzuwenden, aber ihr Retter bat so oft und dringend, daß sie ihm die Erfüllung seiner Bitte ohnmöglich verweigern konnte. Sie kamen in der Burg, die nicht weit entfernt war, glücklich an, aber alle Pflege der Schwester des Ritters war nicht

vermögend die Gräfin zu stärken. Im Gegentheile hatten die Schrecknisse dieses Tages und der vorigen Nacht, so heftigen Eindruck auf ihre ohnehin zerrüttete Gesundheit gemacht, daß sie erkrankte. Dennoch wollte sie des andern Morgens abreisen, und nur die dringendsten Bitten des Ritters Eustachs von Saint Pierre — dies war der Name ihres Retters — und seiner Schwester und die Vorstellungen des Arztes; wie gefährlich die Ausführung ihres Vorsatzes für sie werden könnte, waren vermögend, sie zurück zu halten. Die Versicherung des letztern, daß sie in kurzer Zeit, vielleicht in einem Tage, sich erholen würde, trug hierzu auch das Ihrige bey.

Doch wir kehren jetzt zu Heinrichen und Johannen zurück, um zu sehen, ob sie in ihrem Forschen glücklich waren.

Es glückte den Nachsetzenden bald eine Brücke zu finden. Johann und Heinrich behielten zehn von ihren tapfersten Begleitern bey sich, die übrigen vertheilten sich nach allen Gegenden. Knut ritt nach Calais zurück, dem Prinzen von Wallis den Vorfall zu berichten.

Die ganze Nacht, vom Monde erhellt, durchkreuzte Heinrich mit seinen Gefährten das Land, ohne den Verfolgten auf die Spur zu kommen. Eben so vergebens bemüheten sie sich den folgenden Tag, noch eine Nacht und wieder einen Tag. Die Rosse hatten während dieser Zeit nur wenig gerastet, die Menschen gar nicht; jetzt da die dritte Nacht hereinbrach waren beide außer Stande weiter zu kommen. In einer kleinen Entfernung sahen sie eine Burg liegen, auf welche sie gleich zugeritten seyn würden, wenn sie nicht gefürchtet hätten, in die Hände eines Franzosen zu fallen. Noch kämpften sie mit sich selbst, was sie thun wollten, da wurden sie eines Ritters gewahr, der von der Burg zu kommen schien, und sich ihnen näherte.

Gestrenger — Ritter rief einer von Heinrichs Begleitern ihm zu — könnt Ihr uns nicht berichten wer jene Burg, dort grade vor uns, bewohnt?

Ein Abtrünniger — antwortete dieser — der seinem rechtmässigen Lehnsherrn, dem Könige Philipp, untreu worden, und Eduarden mit Leib und Seele ergeben ist. Wenn ich Euch rathen soll so flieht die Burg dieses Verräthers, denn bey ihm sind nur die Feinde des Vaterlandes, die Engländer, sicher.

Ich danke Euch Herr Ritter — sprach Heinrich — wir werden Euren guten Rath benutzen. Aber Ihr seyd ein Franzos, und kommt doch dem Anscheine nach, selbst von der Burg.

Ihr irrt, Herr Ritter — erwiederte jener — ich komme nur von ihrer Nähe. Doch ich muß weiter. Lebt wohl, edle Ritter. Gott schenke Euch die Gunst Eurer Damen und viele Freude an ihnen.

Gute Nachricht — fieng Johann an — laßt uns eilen, genau das Gegentheil von dem zu thun, was dieser Mann uns rieth, den die Dunkelheit hier im Walde verleitete, uns für Franzosen zu halten. In voller Sicherheit können wir also diese Nacht nun enden, neue Kräfte zum Nachsetzen zu sammeln.

Sie wurden freundschaftlich empfangen und herrlich bewirthet. Der Burgbesitzer ladete sie ein, sich bald zur Ruhe zu begeben, weil sie ihrer am meisten bedürftig seyn würden, und ließ sie durch seine Knappen in schöne Zimmer führen, wo sie alle Bequemlichkeiten und weiche Betten fanden. Heinrich und Johann schliefen in einem Zimmer, und ruheten sanft und sorglos bis der Tag anbrach. Gestärkt standen sie

auf, um mit ihren Nachsuchungen fortzufahren. Aber wer vermag ihr Erstaunen und Schrecken zu schildern, als sie sich überall vergebens nach ihren Waffen umsahen! Nirgens waren sie zu finden.

Verrätherey! schrie Heinrich mit fürchterlicher Stimme.

Der Burgbesitzer trat jetzt in das Zimmer und lachte.

Ende des ersten Theils.

auf, um mit ihren Nachsuchungen fortzufahren. Aber wer vermag ihr Erstaunen und Schrecken zu schildern, als sie sich überall vergebens nach ihren Waffen umsahen! Nirgens waren sie zu finden.

Verrätherey! schrie Heinrich mit fürchterlicher Stimme.

Der Burgbesitzer trat jetzt in das Zimmer und lachte.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinse, Gottlob Heinrich,

Heinrich der Eiserne, Graf von Hollstein Eine Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert. In zwey Theilen

Bd.: [1]

Leipzig (1791)

P.o.germ. 593 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110751-6
VD18 80334172-001